This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FIEDLER COLLECTION

Fiedler ADL.S.TIE A. 150

Auguſt's von Kotzebue

ausgewählte

proſaiſche Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Dreiundzwanzigſter Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
11 NOV 1970
OF OXFORD
LIBRARY

Die jüngsten
Kinder meiner Laune.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

An meinen Freund

Ludwig von Knorring.

Einem guten Menſchen ſei dies Buch geweiht!
Muſe! komm, und hilf mir ſuchen,
Wenn Diogenes dir die Laterne leiht. —

Den Bedrückte ſegnen, dem Bedrücker fluchen,
Einen ſolchen Menſchen hilf mir ſuchen,
Einem ſolchen ſei dies Buch geweiht.

Geh vorüber an dem wapenſücht'gen Thoren
Der, mit einer Silbe mehr geboren,
An den dürren Zweigen ſeines Stammbaums nagt,
Und die Muſe, ob ſie Fräulein ſei? befragt;
Der den Werth des Menſchen nur nach Tropfen
Des für ihn vergoſſ'nen Schweißes mißt;
Deſſen Herz bei fremdem Leid zu klopfen,
Deſſen Hand zu geben, vornehmſtolz vergißt.
Geh vorüber an dem Narren,
Deſſen Auge nur das Licht empfängt,
Um es albern grinſend anzuſtarren;
Der am Lichte nie die Flügel ſich verſengt,
Weil er plump und flügellos,
Nur ſich mäſtet in der Dummheit Schooß.

Aber findeſt du der ſelt'nen Menſchen Einen,
Der, von Demuth oder Dünkel gleich entfernt,
Mit dem Weinenden zu weinen,
Mit dem Fröhlichen zu lachen nie verlernt;
Den das Joch der unterdrückten Klaſſen,
Menſchenfreundlich wir erleichtern ſeh'n;
Den die Armen lieben und die Reichen haſſen,
Den die Klugen ſchätzen und die Dummen ſchmäh'n;
Der des Lebens Mühe durch das Spiel der Muſen,
Und den Ernſt der Weisheit ſich verſüßt;
Der an eines guten Weibes Buſen,
Deine Schätze, o Natur! genießt; —
Findeſt du, o Muſe — halt! er iſt gefunden!
Segen meinem Schickſal, das für mich ihn fand!
O geſchwind ihm einen Strauß gewunden!
Wieſenblumen aus des Freundes Hand.
Wieſenblumen — keine Roſenblüte —
Doch der Wille gnügt dem Biedermann;
Guter Knorring! was ich freundlich biete,
Nimm es freundlich von mir an!
Laß die ſanfte Wärme nie erkalten!
Dich entreiße mir kein Star, kein Duns!
Reiche mir die Hand, es bleibt beim Alten,
Guter Knorring! wir verſtehen uns.

Die Taube.

(Eine Erzählung.)

An beiden Ufern des Rheins wüthete die Flamme des Krieges. Der preußiſche Hauptmann von A** rückte eines Abends mit ſeiner Kompagnie in ein Dorf. Die Quartiere wurden vertheilt, und der Schulze wies dem Hauptmann eines der anſehnlichſten Bauerhäuſer an, um darin zu übernachten.

Der Charakter der preußiſchen Offiziere iſt bekannt. Sie ſind gewöhnlich brav im Felde, und ſanftmüthig zu Hauſe; geſittet in glänzenden Zirkeln, und gutherzig im Kreiſe von Naturkindern. Sie tragen an ihrer linken Hüfte einen Degen für den Feind, und in ihrer linken Bruſt ein Herz für den Freund. Sie weihen in dieſem Augenblicke ihr Blut dem Vaterlande, und in jenem ihre Thränen dem Unglücke. Ein ſolcher Mann war auch der Hauptmann von A**.

Als der Schulze ihm das Bauerhaus von ferne zeigte, warf er einen Blick dahin, und ſah, daß es eine freundliche Wohnung war, von Kirſchbäumen umgeben, mit Raſenbänken vor der Thür. Ein kleiner Knabe ſtand neben dem Kettenhund, und gaffte die fremden Soldaten an, und ſchlug den Hund, wenn er bellte. Der große Hund leckte

ihm freundlich das Händchen, und schmiegte sich vor ihm, wie weiland der Löwe zu Amors Füßen.

Der Hauptmann wunderte sich, daß Niemand herauskam, ihn zu empfangen. »Liebes Kind,« fragte er den Knaben, »sind deine Eltern zu Hause?«

»Ja Herr,« antwortete der Knabe keck, »Vater und Mutter sitzen drinne in der Stube.«

Der Hauptmann trat in den Hof. Da sah er einen schönen jungen Bauersmann hinter dem Brunnen stehen, der sich die Augen trocknete, und es schamhaft zu verbergen schien, daß er geweint hatte. Mit halb erkünstelter und halb wahrer Freundlichkeit trat der Bauer hervor, zog seine Mütze ab, und hieß den fremden Herrn willkommen. Sie gingen zusammen in die Stube. Da saß ein hübsches junges Weib mit rothgeweinten Augen. Sie wischte die Thränen hastig mit dem Halstuch ab, stand auf, und reichte dem Hauptmann die Hand, wobei sie süßsauer lächelte.

Der Hauptmann. Was fehlt euch, lieben Leute? ihr habt geweint?

Der Bauer. Ach nein.

Der Hauptmann. Bin ich euch unwillkommen?

Die Bäuerin. Nein ganz und gar nicht. Wenn Er nur mit uns vorlieb nehmen will. Was wir haben, geben wir gern.

Der Hauptmann. Aber ihr seid vielleicht arm?

Der Bauer. O nein, Gott hat uns gesegnet, wir haben mehr als wir brauchen.

Der Hauptmann warf einen Blick um ſich, und ſah wohl, daß der Bauer die Wahrheit redete. Die zinnernen Teller waren ſo blank geſcheuert, ſilberne Löffel lagen auf dem Tiſche, und das große Bett hatte ſogar einen Vorhang von feiner Leinewand. Das ſeidene Halstuch der Bäuerin, die meerſchaumene mit Silber beſchlagene Pfeife ihres Mannes, alles deutete auf Wohlſtand. Im Stalle blökten Kühe, wieherten Pferde, und auf dem Hofe trieben ſich ein paar geſchäftige Knechte herum.

»Wenn euch nicht Armuth drückt,« ſagte der Hauptmann, »warum weint ihr denn?«

»Ach Herr!« verſetzte die Bäuerin, »Geld und Gut wollen's nicht immer thun. Ich wollte viel Geld darum geben, wenn —« Hier wurde ſie durch Schluchzen unterbrochen, und lief zur Thür hinaus.

Wohl hat ſie Recht, die gute Frau, dachte der Hauptmann, ich will nicht weiter nach ihrem Kummer fragen. Er ſchnallte ſeinen Degen ab, ſetzte ſich auf einen gepolſterten Sorgeſtuhl, und ſpielte bis zum Abendeſſen mit drei kleinen Kindern, die bald ſo keck wurden, daß ſie auf ihm herumkletterten, ihn an ſeinem Ringkragen zupften, und ſich am Klirren ſeiner Sporn ergetzten.

Die junge Hausmutter trug einen Eierkuchen auf den Tiſch, grünen Salat, Wurſt und Schinken. Der Hausvater brachte einen ſilbernen Becher, und ſchenkte ihn voll Nierenſteiner. Man lagerte ſich um den Tiſch, der Hauptmann aß und trank viel, der Bauer wenig, und die

Bäuerin gar nichts. Immer ſtahl ſich von Zeit zu Zeit eine Thräne in ihr Auge, und dann nippte ſie ein wenig aus dem Glaſe, um die Thränen nieder zu ſchlucken.

»Laß es gut ſein,« ſagte endlich der Bauer mit einem zitternden Tone, »laß es gut ſein, liebe Chriſtel. Da leere einen vollen Becher, zum Andenken — du verſtehſt mich wohl — hin iſt hin —« Hier erſtickten die Thränen ſeine eigenen Worte. Das Weib ſprang auf und wollte weglaufen. Der Hauptmann erhaſchte ſie beim Rocke, bat ſie, ſich keinen Zwang anzuthun, und ſprach ſo ſanft und theilnehmend, daß er ſie endlich überredete, ihm die Urſach ihres Kummers mitzutheilen. »Ach Herr!« ſchluchzte ſie, »ich will es Ihm wohl ſagen, aber Er muß nicht lachen. Wenn Er mich auslacht —« ſie konnte nicht weiter reden.

»Geh doch, liebe Chriſtel,« ſagte der Bauer, »der Herr wird nicht lachen, wenn wir ihm alles erzählen.«

»Nein, das werde ich nicht,« fügte der Hauptmann hinzu, dem bei dieſem rührenden Auftritt das Weinen jetzt ſchon näher war als das Lachen. Die Bäuerin faßte ihn bei der Hand, und führte ihn zu einem Körbchen im Winkel des Zimmers, welches mit einem weißen Tuche bedeckt war. Zitternd hob ſie das Tuch auf, und der Hauptmann erblickte — eine todte Taube.

»Was ſoll das heißen?« fragte er voll Verwunderung, »ſind die Tauben hier zu Lande ſo ſelten? oder hat es mit dieſer hier eine beſondere Bewandtniß? war ſie vielleicht der Liebling eines eurer Kinder, und wurde von der Katze todt gebiſſen?«

»Ach nein,« sagte der Bauer, »sie starb vor Alter; und daß meine Kinder sich nicht viel daraus machen, sieht Er wohl, lieber Herr, weil sie ruhig spielen, indessen wir alte Narren weinen.«

»Sie wissen nicht,« setzte die Frau schluchzend hinzu, »daß sie vielleicht nicht auf der Welt sein würden, ohne diese Taube.«

Der Hauptmann wurde immer neugieriger. »Nun ich bitte euch, erzählt mir doch.«

»Erzähle, liebe Christel,« sagte der Mann.

»Wenn ich nur kann,« versetzte die Bäuerin, und deckte das weiße Tuch wieder über die Taube, »ich erinnere mich wohl noch des kleinsten Umstands; aber ob ich es so von mir geben kann, daß der Herr mich auch versteht —«

»Erzähle nur, liebe Christel, ich will dir schon nachhelfen.«

Der Hauptmann saß am Fenster, die Bäuerin ihm gegenüber; der Mann stand neben ihnen, hörte seiner Frau zu, und nickte zuweilen mit dem Kopfe, als wollte er sagen: ja, das ist wahr. Die Strahlen der Abendsonne tanzten auf den Wellen des Rheins. Am jenseitigen Ufer lag ein Dorf. Die Bäuerin zeigte mit dem Finger dahin: »dort« hub sie an, »dort liegt mein Geburtsort. Mein Vater war ein wohlhabender Pachter, er ist vor ein paar Jahren gestorben; ich bin seine einzige Tochter. Als ich noch klein war, und Fritz auch noch klein war —«

»Fritz? wer ist Fritz?«

»Das ist eben mein Mann hier. Wir mochten uns von Jugend auf wohl leiden, und wenn bei uns drüben das Kirchweihfest gefeiert wurde, so kam er mit seinen Eltern herüber, und ich hatte immer das beste Stück Kuchen für ihn aufgehoben. Und wenn hier im Dorfe Weinlese war, so blieben wir auch nicht weg, und da steckte er mir immer die süßesten Beeren zu. Das währte so lange bis ich zum heiligen Abendmahl ging, da entzweiten sich unsere Eltern über eine Lumperei. Mein Vater hatte immer einen großen Taubenschlag gehalten, und die Tauben zogen immer schaarenweise über den Rhein und fraßen Fritzens Vater das Getreide weg. Anfangs wurde ein paarmal freundnachbarlich darüber gesprochen, und als das nicht helfen wollte, wurde Fritzens Vater hitzig, ein Wort gab das andere, sie wechselten allerlei stachlichte Reden, und als unsere Tauben einmal wieder hinüber geflogen waren, um zu schmausen, da griff Fritzens Vater nach seiner Flinte, und schoß in den dichsten Haufen hinein. Den andern und dritten Tag machte er es eben so; mein Vater und ich, wir sahen uns nach unsern Tauben um, aber die armen Täubchen kamen nicht wieder. Ich weinte sehr, denn ich hatte sie alle so lieb, und als ich vollends hinauf stieg in den Taubenschlag, und ein Nest mit zwei Jungen fand, die kaum Federn hatten, und nun ohne Mutter waren, da konnte ich mich gar nicht zufrieden geben. Ich trug das Nest herunter in meine Kammer, und wärmte es in Baumwolle, und fütterte die kleinen Dinger selbst; aber eines

davon krepirte mir doch. Das andere blieb leben, wurde munter und groß, und weil es das einzige war, so hatte ich es schier eben so lieb, als die andern alle zusammen genommen.

Ich war recht herzlich bös auf Fritzens Vater, aber nicht auf Fritzen, denn ich dachte immer bei mir selbst: Fritz ist gewiß nicht Schuld daran.

»Ich war auch nicht Schuld daran,« unterbrach sie der Mann, „thut das nicht lieber Vater, sagte ich immer, Christel wird Herzeleid davon haben, und lieber wollte ich nimmermehr Weizenbrot essen, als der guten Christel das geringste Leid zufügen. Aber der Vater lachte und schoß.«

»Ja er schoß,« fuhr die Bäuerin fort, und mein Vater verklagte ihn beim Gerichtsschöppen, daß ein langer Prozeß daraus wurde; und das hat beiden so viel Geld gekostet, daß sie alle Tauben am ganzen Rheinstrom damit hätten kaufen können. Geld hin, Geld her, wenn sie nur nicht darüber in die bitterste Feindschaft gerathen wären. Am nächsten Kirchweihfest durfte Fritz nicht mehr herüberkommen, und als drüben Weinlese gehalten wurde, mußte ich zu Hause sitzen. Da merkte ich erst, daß Fritz mir sehr lieb war, denn ich hätte nicht einen Kreuzer um die ganze Weinlese gegeben, wenn er nicht dabei gewesen wäre.«

»Denkst du denn,« sagte der Mann, »daß mir deine Kirchweihkuchen an's Herz gewachsen waren? O nein! der Tag, an welchem ich meine Christel sah — Gott verzeih mir die Sünde! — war für mich immer ein Festtag.

Ich ließ mir auch keine Mühe verdrießen, und wenn ich so viele Gulden hätte, als ich den Strom hinüber und herüber gerudert bin — weißt du noch Christel, wie einmal der schwere Eisgang war? und wie ich dich in drei Tagen nicht gesehen hatte? ich konnte es nicht länger aushalten, ich sprang in meinen Kahn, befahl mich dem lieben Gott, und fing an, frisch darauf los zu rudern. Christel stand von ungefähr gegenüber am Ufer, sie winkte mir abwärts, aber als ich sie sah, kam es mir immer vor, als ob sie mir hinwärts winkte. Mitten auf dem Rhein gerieth ich zwischen die Eisschollen, wenn ich hier eine abwehrte, prallte dort wieder eine an. Mein Kahn knackte, und drehte sich wie ein Kreisel, ich konnte nicht vom Flecke. Christel stand am Ufer und schrie als ob sie am Spieße stecke. Ihr Vater kam und schleppte sie fort. Ich mußte von meinem Vorhaben ablassen. Mit Angst und Noth und zerbrochenen Rudern kam ich endlich wieder nach Hause. Aber ich ließ mich doch nicht abschrecken, den andern Tag war ich doch drüben, und es that mir in der Seele wohl, wie Christel mich schalt wegen meiner Verwegenheit, und wie ich doch wohl sehen konnte, daß es ihr nicht unlieb war.

Freilich, du böser Mensch, war es mir nicht unlieb, sagte die Frau; aber ich wollte doch lieber einen ganzen Monat von dir getrennt sein, als noch einmal eine solche Angst ausstehn. Damals war es eben, als mein Vater entdeckte, daß ich dir gut war. Er schlug mich in's Gesicht, und drohte mir mit der Peitsche, wenn ich je wieder

ein Auge auf dich werfen würde. Aber das wollte doch alles nicht helfen. Fritz kam die Woche ein paarmal herüber, und lauerte so lange, bis er mich zu sehen kriegte. Sonntags wußte ich gewiß, daß ich ihn in unserer Kirche sehen würde. Da stand er immer neben dem Taufbecken, und schielte herüber nach den Weiberstühlen, und wenn er den Hut vor das Gesicht hielt, um das Vaterunser zu beten, merkte ich wohl, daß ein Winkelchen vom Auge nach meiner Seite hin offen blieb.

Du Schelm! sagte der Mann, freilich kam ich nur in die Kirche um deinetwillen. Zu meinem Vater sprach ich immer: der Pfarrer im Dorfe gegenüber predigt besser als unser Pfarrer, er redet besser an's Herz. Es waren aber deine schwarzen Augen, die mir so an's Herz redeten. Euren Pfarrer konnte ich eigentlich gar nicht leiden wegen seines Sohnes — du verstehst mich wohl —

Was sollte ich nicht? versetzte die Frau, der Sohn war ein junger Laffe, der mir überall nachging. Er hatte studirt und machte sogar Verse. Er verglich meine Augen immer mit allerlei Sternen, und meinen Hals mit allerlei Blumen und Thieren. Gebe Er sich keine Mühe, Musje, sagte ich zu ihm, aber er hörte doch nicht auf. Das mochte wohl daher kommen, weil mein Vater ein reicher Mann war, und weil der seinige es gern gesehen hätte, daß aus uns ein Paar geworden wäre. Mein Vater war es auch wohl zufrieden, denn der alte Pfarrer hatte es bei unserm Fürsten dahin gebracht, daß man ihm den Sohn zum Adjunk-

tus ſetzte, und mein Vater hatte eine große Freude, wenn er dachte, wie ich als Frau Pfarrerin mit einem ſeidenen Rocke in dem vergitterten Kirchenſtuhle ſitzen würde. Aber die Seide machts nicht aus; wer nicht frohes Herzens iſt, dem kommt Atlas vor wie Haartuch. Der Herr Adjunktus war ein feiner Mann, der ſtark gepudert ging, und mich durch ein Glas beſah; aber Fritzens braunes Haar und ſein helles klares Auge waren mir doch lieber. Ich mußte viel leiden, um meiner Störrigkeit willen, wie ſie es nannten. Mein Vater war ſauer gegen mich, und mein Liebhaber ſüß; das Erſte that mir weh, aber das Letzte war mir unausſtehlich. Der alte Pfarrer ermahnte mich, ſeinen Sohn zu heirathen, gerade mit dem nämlichen ſtrafenden Tone, den er im Beichtſtuhle zu haben pflegte. Daher kam es wohl, daß, ſo oft ich an dieſe Heirath dachte, mir immer zu Muthe war, als ob ich den andern Tag zur Beichte gehen ſollte. Wenn ich meinte, der Adjunktus ſolle warten, bis ich ihn lieben würde; ſo ſagten ſie Alle, die Liebe komme im Eheſtande hinterdrein; und doch kam es mir vor, wenn ich Fritzen anſah, als wäre die Liebe ſchon lange lange vorausgegangen, und wartete nun am Altar auf den Eheſtand. Kurz, ich entſchlüpfte ihnen immer wie ein Rothkehlchen der Katze, und mein Vater und der alte Pfarrer pflegten ſich damit zu tröſten, daß ich noch ein Kind ſei, welches wohl zur Vernunft kommen würde. Ich dachte bei mir ſelber: tröſtet euch nur, ich weiß beſſer, wo der Hund begraben liegt.

Indeſſen hatte mir Fritz doch auch noch kein Sterbenswörtchen von Liebe geſagt, was man nämlich ſo mit dem Munde ſagt; denn in ſeinen Augen ſtand es immer ſo groß geſchrieben, als des Schulmeiſters Neujahrwünſche. Wenn er mich recht ſcharf anſah, ſo wurde mir die Bruſt ganz beklommen, und ich mußte meine Blicke niederſchlagen. Wenn er mich bei der Hand faßte, ſo flog mir eine Wärme durch den ganzen Leib, und ſammelte ſich endlich auf meinen Backen, die zuweilen ſo heiß wurden, als ein friſches Brot, das eben aus dem Ofen kommt.

Ich hatte nun mein einziges Täubchen groß gezogen, es fraß mir aus der Hand und aus dem Munde. Wenn ich ſpaziren ging, flatterte es um mich her, flog auch wohl manchmal recht weit weg; aber wenn ich es lockte, kam es gleich wieder, ſetzte ſich auf meine Schulter und ſchnäbelte mich. Ich meinte damals, ich könnte das gute Täubchen unmöglich mehr lieben, und ich habe es doch nachher noch weit lieber gewonnen.

Eines Tages ſpazirte ich da drüben am Fuße des Berges, auf welchem vor vielen hundert Jahren ein altes Raubſchloß geſtanden hat, wovon Er noch die Ruinen ſehen kann. Jetzt wohnen nur Geſpenſter und Eulen zwiſchen dem verfallenen Gemäuer, und in dem dicken runden Thurme niſten große Habichte. Als ich da ſo herumſchlenderte, und an Fritzen dachte, vergaß ich meine Taube, die nach ihrer Gewohnheit vor mir hergeflogen war, und als ich mich nach ihr umſah, erblickte ich einen grimmigen Habicht, der

über ihr schwebte, und in dem nämlichen Augenblicke auf sie herabstieß. Ich schrie überlaut, zitterte und stand wie eingewurzelt auf meinem Platze. Mein armes Täubchen war mitsammt dem Habicht hinter einem Hügel verschwunden. Ich fing erbärmlich an zu weinen, und hielt meinen kleinen Liebling für verloren. Bitter böse schalt ich auf Fritzen, daß er Schuld daran sei, weil ich so viel an ihn gedacht und darüber die Taube vergessen hatte. Plötzlich erschien Fritz, der gute Fritz! auf der Spitze des Hügels, hatte mein Täubchen in der Hand, und zeigte mir schon von ferne, daß es noch lebte und flatterte.

Ich verkroch mich immer oben in dem alten Gemäuer, sagte der Mann, weil man von da aus das ganze Dorf am Fuße des Berges überschauen, und meiner Christel bis vor die Hausthür sehen konnte. Als ich sie spaziren gehen sah, fing ich an herunter zu klettern, und gerade als ich dort an den zweiten Abhang kam, schoß der Habicht mit der Taube zu meinen Füßen nieder. Der Dieb erschrack nicht wenig, als er mich sah, ließ die Beute fahren, und schwang sich wieder in die Luft. Dem guten Täubchen war kein Leid geschehen, es war nur erschrocken verblüfft. Ich nahm es auf, und weil ich Christeln so jämmerlich schreien hörte, so sprang ich geschwind auf den Hügel, und schüttelte das Täubchen an den Füßen, daß es flattern mußte.

Ich klatschte vor Freuden in die Hände, fuhr die Bäuerin fort, und als Fritz herabkam, fiel ich ihm um den Hals. Er küßte mich zum ersten Male; er küßte mich aber

gleich so oft, daß wir die Taube wieder vergaßen. Zum Glück war sie scheu geworden, und wich nicht von meiner Seite. Wir setzten uns in's Gras und waren wohl ein Paar Stunden beisammen. Da sprachen wir zum ersten Male vom Heirathen, und wie wir unsere kleine Wirthschaft einrichten wollten. Es wurde Abend, ehe wir es uns versahen. Fritz war traurig, daß er von mir scheiden mußte, und bat mich, ihm wenigstens die Taube mit zu geben, damit er doch etwas hätte, das mir angehörte. Ich mußte ihn wohl schon sehr lieb haben, weil ich ihm mein Täubchen mitgab. Aber ich band es ihm auf die Seele, und er lächelte drüber und meinte, die Taube wäre ihm jetzt lieber als sein Leben.

So war es auch, sagte der Mann, ich trug sie in meinem Busen, als ich hinüber ruderte, sie fraß von meinem Brote und schlief in meinem Bette.

Aber nicht wahr, versetzte die Frau, sobald du das Fenster aufmachtest, flog sie doch weg und kam wieder zu mir?

Ei nun ja, erwiderte der Mann, das konnte ich ihr nicht verdenken, ich hätte es auch so gemacht. Wenn ich dann zu meiner Christel kam, nahm ich sie doch wieder mit, und als ich merkte, daß sie von mir immer straks zu ihr flog, band ich ihr eines Tages ein rothes Bändchen um den Hals, und hing ein Briefchen daran.

Das war eine große Freude, sagte die Bäuerin; ich herzte und küßte das liebe kleine Thier; ich hätte es nicht für eine ganze Herde Schafe weggegeben. Nach und nach

wurde es ordentlich eine Verabredung zwiſchen uns, daß Fritz immer die Taube mitnahm, und ſie mir den andern Tag zu einer gewiſſen Stunde wieder ſchickte. Sie kam dann an mein Kammerfenſter, pickte mit dem Schnabel an die Scheiben, ich machte auf, nahm ihr das Briefchen ab, und ſtreute ihr Weizenkörner zum Botenlohn.

Eines Tages beſuchte uns der Adjunctus. Es war ſchönes Wetter, wir ſaßen vor der Hausthür, er ſchwatzte allerlei verliebtes Zeug, und wegen der ſchwülen Sommerluft fing ich an zu ſchlummern. Als ich aber die Uhr auf dem Kirchenthurme brummen hörte, — es war gerade die Stunde, wo meine Taube kommen ſollte — da wurde ich ganz munter und wollte flugs auf meine Kammer gehen; aber der Adjunctus ließ mich nicht weg, ich ſaß wie auf Nadeln. Er gab mir eben zu verſtehen, daß er wohl gemerkt hätte, wie ein junger Bauerkerl aus dem Dorfe gegenüber mir nachſchleiche, und daß ich auch immer in der Kirche nach ihm ſchielte. Ich ſollte mich ſchämen, ſagte er — da wurde ich böſe und trumpfte ihn wacker ab und wollte fort. Er trat mir in den Weg. Siehe, da kam gerade mein Täubchen geflogen, hatte wohl ſchon lange an meinem Fenſter gepickt, und als es mich da nicht fand, mochte es meine Stimme gehört haben (denn es kannte meine Stimme gar zu gut), es flatterte herunter und ſetzte ſich auf meine Schulter. Ich erſchrack und riß ihm haſtig das Briefchen mit dem rothen Bande vom Halſe, und huſch war ich damit in der Taſche. Aber der Adjunctus hatte es doch

geſehen. Was war das? fragte er neugierig. Es war nichts, ſagte ich, aber freilich ſtraften mich meine rothen Backen Lügen. Er wurde nachdenkend und ſah mich ſcharf an, und je mehr er mich anſah, je röther wurden meine Backen. Ich verſtehe, hub er endlich an. — Was verſteht Er? — Mein gutes Kind, ſie iſt gewitzigter als ich glaubte, aber man wird dem Dinge auf die Spur kommen. — Mit dieſen Worten ging er ſeiner Wege, und warf mir noch einen Blick zu, wie der Schulmeiſter, wenn er einen Jungen antrifft, der hinter der Schule weggelaufen iſt. Ich dachte: laß den Narren glauben, was er will, was kümmert's mich! Aber der boshafte Menſch ſann auf einen hämiſchen Streich.

Einige Tage nachher hatte Fritz wieder unſern geflügelten Boten abgefertigt, und weil damals mein Vater eben ſehr arg tobte, und mir mit ſeinem Fluche drohte, wenn ich nicht von Fritzen ablaſſen wollte; ſo war der arme Schelm ganz mißmuthig geworden. Er ſchrieb mir — was ſchriebſt du mir doch?

Ich ſchrieb dir, ſagte der Mann, daß ich mich in den Rhein ſtürzen wollte, und klagte über deinen Vater, und fluchte über den Adjunctus; es war ein Brief, ſo lang als die Litanei, und klang auch ungefähr ſo.

Erſt lange nachher, fuhr die Bäuerin fort, bekam ich ihn zu leſen; denn an dem Tage, an welchem Fritz ihn ſchrieb, wartete ich vergebens auf meine liebe Taube. Um fünf Uhr ſollte ſie kommen, es ſchlug halb ſechs und ſie

kam noch nicht. Mein Kammerfenſter ſtand weit offen, die Weizenkörner waren geſtreut, und mein Herz ſchlug ihr entgegen; aber ſie kam nicht. Das machte mir traurige Gedanken. Fritz hatte mich noch nie warten laſſen, warum denn heute zum erſten Male? Iſt meinem Täubchen ein Unglück begegnet? Das wäre ſchlimm. Oder iſt Fritz krank geworden? das wäre noch ſchlimmer. Es fiel mir ein, daß ich den Adjunctus mit der Flinte hatte durch das Dorf ſchleichen ſehen. Sollte der abſcheuliche Menſch — dachte ich bei mir ſelbſt — aber nein, das wäre gar zu arg, er predigt ja das Wort Gottes, und wird nicht ſo grauſam niederträchtig handeln. Zwar hatte ich um die Zeit wohl auch einen Schuß fallen hören; aber ich wußte, daß unſere Fürſtin gerade an dem Tage auf der Jagd war, und daß ſie dann immer auch in unſere Gegend zu ſtreifen pflegte. Wer weiß, was ſie geſchoſſen haben, dachte ich; wer weiß, was Fritzen ſonſt in die Quere gekommen iſt; morgen wird mein Täubchen wohl an's Fenſter picken; wo nicht, ſo muß ich Geduld haben bis übermorgen, dann kommt Fritz ſelbſt. So ſprach ich mir Troſt zu, aber recht wollte es doch nicht gelingen. Der Vater wunderte ſich, als ich Abends bei Tiſche den Speck-Pfannkuchen nicht anrührte, den ich ſonſt ſo gern eſſe; und ich ſelbſt wunderte mich noch mehr, als der Wächter im Dorfe die Mitternachtsſtunde abrief, daß ich noch immer nicht eingeſchlafen war.

Am andern Tage, ſo gegen die Mittagsſtunde, als eben das Vieh hereingetrieben wurde, ſtehe ich vor unſerer

Thür und schwatze mit Nachbars Gretchen. Siehe doch, Christel, ruft sie plötzlich, die schöne Kutsche, die da zum Dorfe hereinfährt. Ich wende meine Augen dahin, und sehe wirklich eine grüne Chaise, so glatt polirt, daß man sich darin spiegeln konnte, und vier Schimmel davor, und ein Kutscher, der von Silber starrte, und ein Lakai, der nichts schlechter war als der Kutscher. Klitsch! klatsch! fuhren sie durch das Dorf; alle Leute kamen heraus vor die Thür und gafften. Wir blieben stehen, Gretchen und ich, um zu wissen, wer in der schönen Kutsche säße? aber als sie näher kam, sahen wir, daß Niemand darin saß.

Schon in der Ferne hatte der Kutscher ein Paar Mal stille gehalten, und bald links bald rechts nach Etwas gefragt, und dann hatten die Leute mit den Fingern immer weiter vorwärts gezeigt. Wonach mag er doch fragen? brummte ich vor mich hin, und kaum hatte ich das Wort herausgebrummt, als der Wagen vor unserer Thür hielt, und der Kutscher mir zurief: Sage Sie mir doch, Jungfer, wo wohnt der Pachter Bergfeld? — Der Pachter Bergfeld ist mein Vater, was soll er? —

Als der Lakai meine Antwort hörte, sprang er flugs herunter, kam herein zu meinem Vater, und vermeldete ihm einen Gruß von unserer Fürstin, mit dem Bedeuten, daß er ihr seine Tochter, Christel mit Namen, schicken solle. Ich erschrack nicht wenig, und mein Vater machte große Augen. Kennt unsere Fürstin dich? fragte er. Daß ich nicht wüßte, antwortete ich. Wir konnten nicht klug daraus

werden, und der Lakai wußte uns auch weiter Nichts zu berichten. Nun in Gottes Namen! sagte mein Vater endlich, nachdem er wohl ein Dutzend Mal Hm! Hm! vor sich hin gebrummt hatte: unsere Durchlauchtigste Fürstin ist eine fromme liebreiche Dame, bei ihr bist du gewiß nicht schlecht aufgehoben. Fahre hin und laß mich bald Nachricht von dir hören. — Mir war es gar nicht recht. Ich fragte den Bedienten: ob ich auf den Abend zurück kommen würde? er wußte es nicht. Du lieber Himmel! dachte ich, das kann dauern bis morgen, und dann kommt Fritz und findet mich nicht, er wird unruhig werden, und ich erfahre auch nicht, wo meine Taube geblieben ist? Was war zu thun? Ich nahm mir vor, im Nothfall der Fürstin zu sagen, daß Fritz auf mich warte.

Geschwind lief ich an den Brunnen und wusch mich fein sauber, dann sprang ich auf meine Kammer, zog ein rothes Mieder mit silbernen Hesteln und fünf neue Röcke an. Ehe ich noch recht wußte, wie mir geschah, saß ich schon im Wagen, und klitsch! klatsch! ging es zum Dorfe hinaus. Die Leute sperrten die Mäuler weit auf: Bergfeld's Christel! flüsterte man hier; Bergfeld's Christel! zischelte man dort; wo mag sie hinfahren? Es war mir wunderlich zu Muthe. Ich kannte jeden Baum und jeden Strauch in der ganzen Gegend, aber aus dem Wagen kam mir Alles ganz anders vor. Ich schämte mich, daß der Lakai hinter mir stand, ich nöthigte ihn herein in den Wagen, aber er lachte und wollte nicht kommen.

Als wir etwa eine halbe Stunde gefahren waren, machte mich das sanfte Schaukeln ganz schläfrig. Ich fing an zu nicken, und fuhr mit Schrecken in die Höhe, als der Wagen plötzlich still hielt. Da standen wir vor einem prächtigen Schlosse, an einer großen Treppe, und zwei schnurrbärtige Grenadiers spazirten auf und nieder. Eine Menge Bedienten liefen hin und her und Köche mit weißen Schürzen. Ich mußte aussteigen und die große Treppe hinaufgehen, da schallte es, wenn ich ging, wie in der Kirche. Man führte mich in ein Zimmer, das war voller Menschen, auch vornehme Damen darunter, die bald Dies, bald Jenes hin und her trugen. Es roch in dem Zimmer so süß wie Gewürznelken, und an der Decke waren Engelchen gemalt und eine schöne große Frau mit Hunden, die trug das erste Viertel auf dem Kopfe.

Nachdem ich das Alles eine Zeit lang angegafft hatte, wurde ich herein gerufen zu der Fürstin. Ich wollte einen tiefen Knix machen, und fiel der Länge lang auf den Boden, denn der Boden war so glatt wie ein Spiegel. Die Fürstin lächelte wohl, aber sie lachte mich doch nicht aus, denn sie ist eine herzensgute Frau. Die sollte Er kennen, lieber Herr, und die ganze Welt sollte sie kennen. Wenn die gottlosen Franzosen solche Fürstinnen hätten, was gilt's, sie würden sie auf den Händen tragen.

Wie heißest du, liebes Kind? hub sie an. — Ich heiße Christel Bergfeld. — Wie alt bist du? — Siebzehn Jahr. — Ich habe viel Gutes von dir gehört, und will für dein

Glück sorgen. — Ich machte einen Knix. — Möchtest du wohl heirathen? — O ja. — Das freut mich, ich werde dir einen braven Mann aussuchen. — Ach, gnädigste Fürstin! das wäre zu viel Gnade, ich will schon sehen, daß ich mir selbst Einen aussuche. — Sie lächelte. — Hast du vielleicht schon eine Wahl getroffen? — Ich stockte und wurde blutroth. Das macht, ich dachte an Fritzen. Aber ich schwieg mäuschenstille, denn es wollte sich doch nicht schicken, daß ich Fritzen vor einer Durchlauchtigen Fürstin so geradezu nannte. Nun sprach sie ein Langes und ein Breites von einem Tafeldecker, den sie mir zum Manne geben wollte. Da sollte ich in der Stadt wohnen, und in seidenen Kleidern gehen, und was weiß ich Alles. Mich überfiel eine Bangigkeit, ich konnte nicht reden, und konnte auch die Thränen nicht verschlucken.

Was fehlt dir, gutes Kind? sagte die Fürstin, mit einer sanften, süßen Stimme, daß mir das Herz ganz weich davon wurde. Gewiß hast du schon was Liebes? Gestehe es mir nur gerade heraus. —

Als sie mir das Messer so an die Kehle setzte, da platzte ich endlich los, und nun ging es wie ein Strom aus meinem Munde. Nicht das Kleinste behielt ich auf dem Herzen, Fritz war immer mein drittes Wort, und daß ich's kurz mache, ich sagte ihr geradezu, daß ich mit meinem guten Willen nie eines Andern Weib sein würde. Mir war bange, sie möchte es übel nehmen, aber sie blieb freundlich wie zuvor. Bedenke nur, sagte sie, wenn du den Tafeldecker heirathest, so

brauchst du dich um Nichts zu bekümmern; du hast eine Köchin, und kannst die Hände in den Schooß legen. Wirst du aber Fritzens Weib, so mußt du selber in die Küche treten, die Suppe an's Feuer setzen und das Geschirr aufwaschen. — O, das thu' ich recht gern! Mit Fritzen wird hernach die Suppe desto besser schmecken. — Meinst du? Aber verstehst du denn auch, was zu einer ordentlichen Hausfrau gehört? Kannst du kochen und backen, nähen und waschen? — O ja. — Du bist sehr keck mit deinem »O ja,« und ich wette doch, wenn ich dich auf die Probe stelle, du verstehst nicht einmal ein Huhn oder eine Taube zu schlachten. — Hm! antwortete ich ein wenig spöttisch, das wäre arg. Einem Huhn den Hals abzuschneiden, oder einer Taube das Messer zwischen den Schnabel zu setzen, und ihr ritsch! den halben Kopf weg zu säbeln, das wäre auch wohl eine große Kunst. — Das möchte ich doch Einmal sehen, sagte die Fürstin, und wandte sich zu einem hübschen, blutjungen Herrn, der hinter ihr stand, und der ein silbernes Achselband trug. Sie befahl ihm, er sollte in die Küche gehen und eine Taube und ein Messer für mich holen. Der junge Herr lachte in sich hinein wie ein Schalk, und lief fort. Vergiß nicht, liebes Kind, warnte mich die Fürstin, daß, wenn du nur geprahlt hast, und die Taube nicht zu schlachten verstehst, du statt Fritzen den Tafeldecker heirathen mußt. — Das kam mir lächerlich vor; ich versprach, den Tafeldecker auf der Stelle zu heirathen, wenn ich die Taube nicht auf Einen Schnitt um's Leben brächte; und ich

bedauerte nur den schönen glatten Fußboden, weil das Blut darauf tröpfeln würde.

Das hat nichts zu bedeuten, sagte die Fürstin lächelnd, und eben trat der junge Herr mit der Taube herein. Aber wie erschrack ich! es war meine Taube. Ich erkannte sie auf den ersten Blick. Zum Ueberfluß hing ihr noch ein Zettelchen am Halse, worauf geschrieben stand: Schlacht' mich nicht, ich bin Fritzens Taube. Ich blieb mit offenem Maule stehen, sah bald die Fürstin und bald den jungen Herrn an, und wußte nicht, was ich davon denken sollte. Der junge Herr, merkte ich wohl, hatte Lust zu lachen, aber die Fürstin war ganz ernsthaft. Nun? sagte sie, laß' deine Geschicklichkeit sehen. — Ich diese Taube schlachten! rief ich, und die Thränen schossen mir in die Augen; lieber wollte ich mir selber den kleinen Finger abschneiden. Ich liebkoste das arme Täubchen, und wurde von ihm geliebkost; aber nun sah ich erst, daß ihm ein Flügel gelähmt war. Das machte mich ganz wild, ich vergaß wo und bei wem ich war, ich schalt auf die unbarmherzigen Menschen, und nahm kein Blatt vor den Mund. — Wozu das Geschwätz? hub die Fürstin endlich an: Kannst du die Taube schlachten oder nicht? — Hundert Tauben will ich schlachten, nur diese nicht. — So wirst du dir gefallen lassen, den Tafeldecker zu heirathen.

Ich sah die Fürstin wehmüthig an, als wollte ich sagen: das ist Ihr Ernst nicht. Aber sie machte mir ein strenges Gesicht, und befahl mir, bei ihren Kammerfrauen zu bleiben, bis

sie mich wieder rufen lassen würde. Ich mußte dem jungen Herrn folgen, mein armes Täubchen blieb bei der Fürstin zurück. Unterwegs erzählte mir mein Führer, die Fürstin sei Tages zuvor auf der Jagd gewesen, und als sie gegen Abend am Rhein herunter geritten, sei plötzlich in der Nähe ein Schuß gefallen, man habe sich umgesehen, da sei eine Taube mitten zwischen dem Gefolge niedergestürzt, und weil sie ein rothes Bändchen mit einem Briefchen um den Hals getragen, so habe man sie der Fürstin gebracht, die das Briefchen gelesen, und befohlen, die Taube mitzunehmen. Gleich darauf habe sich der Schütze sehen lassen, der einen blauen Rock mit schwarzen Knopflöchern und eine runde Locke getragen; er sei hastig aus dem Busche getreten, und habe allem Ansehen nach große Lust gehabt, die Taube für sich zu behalten; aber aus Respekt vor der Fürstin sei er mit dem Hut in der Hand von ferne stehen geblieben.

Das ist der gottlose Adjunctus! rief ich, und weinte. Der junge Herr brachte mich zu den Kammerfrauen, die gar schöne freundliche Damen waren, und mir Konfekt und Kaffee vorsetzten, aber ich konnte weder essen, noch trinken. Zwar sagten sie mir auch, daß man meiner armen Taube den gelähmten Flügel mit Balsam bestrichen, und daß sie nicht sterben würde; aber mir war eng und weh um's Herz, ich quälte mich mit traurigen Gedanken, wie es werden würde, wenn ich den Tafeldecker heirathen müßte, und was Fritz dazu sagen würde? Als der Abend hereinbrach, wollte ich

nach Hauſe, man ließ mich nicht fort. Die Menſchen begegneten mir wohl alle recht freundlich, aber ſie ließen mich doch nicht fort. Ich wurde in ein ſchönes weiches Bett gelegt, und konnte gar nicht ſchlafen. Während die Andern um mich her ſchnarchten, betete ich recht inbrünſtig, und — Gott verzeihe mir die Sünde! — ich ſtieß auch manche Verwünſchung gegen den Adjunctus aus. Mit Sonnenaufgang war ich aus dem Bette, ſaß am Fenſter und weinte. Die ſchönen Damen lachten mich aus, und ſprachen mir Muth ein, aber wo ſollte ich Muth hernehmen ohne Fritzen! — Das dauerte ſo den lieben langen Tag, und noch zwei andere Tage. Ich wollte verzweifeln vor Unmuth und Langeweile, bis endlich der junge Herr wieder kam, und mich zu der Fürſtin berief. Aber Fritz, nun iſt die Reihe an dir, erzähle, wie es dir unterdeſſen erging.

Wunderlich genug, ſagte der Mann; ich ſtieg froh und wohlgemuth aus dem Bette, und ließ mir gar nicht träumen, was für ſeltſame Dinge unterdeſſen vorgefallen waren. Ich ſchickte mich eben an, das Waſſer aus meinem Kahne zu ſchöpfen, weil ich hinüber wollte zu Chriſteln, da kam ein fürſtlicher Stallknecht geritten, fragte, wie ich hieße? und als ich ihm antwortete: Fritz Heinemann, befahl er mir, auf der Stelle mit ihm nach der Stadt zu kommen, weil die Fürſtin mich ſprechen wolle. Anfangs hielt ich's für Spaß, und meinte, er ſolle mich ungeneckt laſſen; aber er fluchte wie ein Pandur, und ließ mir kaum ſo viel Zeit, meine Sonntagsjacke anzuziehen. Gar zu gern hätte ich es

wenigſtens bis auf den andern Tag verſchoben, weil ich dachte, Chriſtel wird auf mich warten, und es iſt doch beſſer daß die Fürſtin wartet, als Chriſtel; überdies hatte ich meiner Chriſtel viel, ſehr viel zu ſagen, und der Fürſtin nicht ein Sterbenswörtchen; das half Alles nichts, ich mußte über Hals und Kopf mit fort trollen. Als wir auf das Schloß kamen, wurde ich in einen ſchönen großen Garten geführt, da ſaß die Fürſtin auf einem hölzernen, grün bemalten Stuhle, und vor ihr hin lief eine lange, lange Allee, und am Ende der Allee ſtand ein rundes Gartenhäuschen, ſie nannten es einen Tempel. Es iſt mir noch immer, als ob ich alles Das vor mir ſähe. Um die Fürſtin herum waren viele ſchöne Herren und Damen. Ich machte einen großen Kratzfuß, und hielt meinen Hut vor den Bauch.

Wie heißeſt du? fing die Fürſtin an. — Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht, antwortete ich, ich heiße Fritz Heinemann. — Das iſt mir lieb, ſagte ſie, du biſt ein braver Burſch, fromm und fleißig, ich will dir auch eine gute Frau geben. — Ach! mit der Frau hat's gute Wege, die will ich mir ſchon ſelber ſuchen. — So? Aber ich habe dir des Tafeldeckers Tochter zugedacht. Sie iſt hübſch und hat Geld. — Je du lieber Gott! ich weiß wohl Eine, die auch hübſch iſt, und auch Geld hat, und für die ich durch's Feuer liefe. — Laſſ' doch hören, wer wäre denn die? — Chriſtel Bergfeld, mit Reſpekt zu ſagen, Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht, und in meinem Leben kann ich kein anderes Mädchen heirathen; das wäre eben ſo, als ob der Main nicht

mehr in den Rhein fließen sollte. — Wahrhaftig? Aber will sie dich denn auch? — O ja, sie will wohl, wenn nur der Vater wollte. — Du mußt sie zu verdienen suchen. — Hat sich was zu verdienen! Ich habe Christeln lieb, und Christel meint, das sei Verdienst genug. — Ja, für Christeln, aber nicht für den Vater. Wie wäre es, wenn du mich zur Freiwerberin machtest? — Ich scharrte einen Kratzfuß. — Aber umsonst thue ich es nicht; du mußt mir versprechen, mir wenigstens drei Jahre als Soldat zu dienen. — Ei warum das nicht! Christel ist nicht älter als siebzehn Jahr, und ich nicht älter als zweiundzwanzig. Hat doch der Erzvater Jakob vierzehn Jahr um die schöne Rahel die Schafe hüten müssen, und Rahel war gewiß nicht so hübsch als Christel. — Sie lachten Alle wie die Narren, als ich das so treuherzig heraus sagte.

Gut, Fritz Heinemann, fuhr die Fürstin fort, du wirst Soldat werden, aber kannst du auch schießen? — Warum nicht? Es ist wohl eine große Kunst, eine Flinte abzudrucken! — Das Schießen allein macht es nicht aus, man muß auch treffen. — Je nun, wenn das Ding, das ich treffen soll, mir nahe genug ist — Was meinst du, kannst du wohl versprechen, in einer Entfernung von zwanzig Schritt eine Taube todt zu schießen? — O ja. — Wohlan, das wollen wir bald seh'n, aber trifft du die Taube nicht, so wird auch Christel nicht dein Weib. — Nur her mit der Taube. —

Die Fürstin winkte, flugs liefen ein Paar Bedienten fort, kamen um eine kleine Weile wieder, der Eine gab mir

eine ſchöne blanke Flinte in die Hand, und der Andere band zwanzig Schritte von mir eine Taube an einen Strauch. Ich warf meinen Hut weg, und ſchlug die Flinte an. Als ich aber recht nach der Taube blinzelte, mein Seel', da kam es mir vor, als wäre es unſere Taube. Wie der Blitz lief ich hin, ſie war es. Um ihren Hals hing ein Zettelchen mit den Worten: Schieß' mich nicht, ich bin Chriſtel's Taube. — Je du lieber Gott! ſchrie ich, wo kommſt du her, armes Täubchen? — Das kann dir gleich viel gelten, ſagte die Fürſtin, ſchieß' nur. — Ich dieſe Taube ſchießen? Lieber wollte ich ein Auge aus dem Kopfe verlieren. — Haſt du nicht verſprochen? — Ja, wenn es nur ſonſt eine berühmte Taube wäre, die, zum Exempel, aus Noah's Kaſten, oder die des türkiſchen Lügenpropheten; aber Chriſtel's Taube! Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht ſoll wiſſen, daß mein Vater und Chriſtel's Vater einen langen Prozeß über die verwünſchten Tauben mit einander geführt haben, und ſind einander grimmig Feind worden, weil mein Vater ein halbes Hundert auf Einmal todt ſchoß. Soll ich nun mit Chriſteln auch einen Prozeß führen? und auch grimmig Feind werden? Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht, das geht nimmermehr an, denn wir lieben einander wie die Tauben, und dieſe hier hat ehrlich und redlich unſere Briefchen getragen; der Gott ſei bei uns mag wiſſen, wie ſie in die Gefangenſchaft gerathen, und wollte ich gern einen feiſten Hammel d'rum geben, wenn ich ſie wieder mitnehmen dürfte. — Das ſagte ich, und noch Allerlei, was mir in den Mund

kam. Ich gab die ſüßeſten Worte, aber Alles vergebens. Die Fürſtin wurde zornig und ließ mich auf die Hauptwache führen. Da ſaß ich drei Tage und machte Kalender. Zwar ließen ſie mir nichts abgehen, und der Offizier gab mir zu eſſen von ſeinem eigenen Tiſche; aber ich wurde doch in den drei Tagen ſo mager wie ein Häring, weil ich immer dachte: du lieber Gott! was ſoll daraus werden? und was wird Chriſtel denken? — Endlich hieß es: Marſch! die Fürſtin will noch Einmal mit dir reden. — Ich wurde wieder in den Garten geführt — aber Chriſtel, nun iſt es an dir, du erzählſt beſſer als ich.

Der junge Herr, ſagte die Bäuerin, der mich abholte, brachte mich geradesweges auf den Platz im Garten, den Fritz beſchrieben hat. Da ſaß die Fürſtin mit ihrem ganzen Hofſtaat. Aber ich mußte ſeitwärts ſtehen bleiben, und ſie redete nicht ein Wort mit mir. Es währte nicht lange, ſo kam auch Fritz von der anderen Seite. Als er mich ſah, und als ich ihn ſah, ſchrien wir Beide laut auf, und wären einander gern in die Arme geflogen, wenn der Reſpekt es zugelaſſen hätte. Die Herren und Damen vom Hofe hielten Schnupftücher und Fächer vor die Geſichter, ich merkte wohl, daß ſie lachten; aber die Fürſtin blieb ganz ernſthaft, und ſah faſt ungnädig aus. Ein Lakai brachte ihr unſere Taube, ſie nahm ſie auf den Schoß, rief mich näher, und fragte: ob ich noch nicht entſchloſſen ſei, die Taube zu ſchlachten? — Ich kann wahrhaftig nicht, ſagte ich mit Thränen; meine Hand würde zittern, und mein Herz würde brechen.

— Nun, verſetzte die Fürſtin, ſo ſtelle ich dir hier den Tafeldecker als deinen Bräutigam vor. Sie zeigte auf einen kleinen bucklichten Menſchen, der neben mir ſtand, und mir einen freundlichen tiefen Bückling machte. —

Lieber Herr, ſagte ich zu ihm, heirathe Er mich ja nicht. Es geht nicht gut, denn ich liebe Fritzen, und ich ſage es Ihm vorher, daß es übel ablaufen wird.

Es gibt noch Ein Mittel, ſagte die Fürſtin, und wandte ſich zu Fritzen, der unterdeſſen ein großes Stück aus ſeinem Hute gekniffen hatte; wenn dieſer junge Menſch ſein Verſprechen hält, mir drei Jahre als Soldat zu dienen, und zur Probe, daß er mit Schießgewehr umzugehen verſteht, auf der Stelle dieſe Taube todt ſchießt. — Das wird er nicht thun, rief ich haſtig, das wird er gewiß nicht thun! — Nach ſeinem Gefallen, verſetzte die Fürſtin; wenn er es nicht thut, ſo ſteht ſeine Braut auch ſchon neben ihm. — Fritz erſchrack und ſah ſich um; ein großes, häßliches Menſch, mit einer Haube auf dem Kopfe, ſchielte ihn mit frechen Blicken an. — Nun Fritz, was meinſt du? fuhr die Fürſtin fort, willſt du Dieſe oder Jene? — Hat ſich was zu fragen, Durchlauchtigſte Ihro Durchlaucht, ich will meine Chriſtel haben. — So greif' nach der Flinte. — Fritz glurte verſtohlen nach mir hin, und wußte nicht was er thun ſollte. Wie war es doch, Fritz? Was ſprachſt du zu mir?

Der Bauer nahm das Wort: Je nun, ich meinte, eine Taube wäre doch immer nur eine Taube; es käme auf einen herzhaften Druck mit dem Finger an, ſo wäre es geſche-

hen; Christel sollte lieber nicht hingucken; es wäre doch besser, daß wir uns heiratheten, als daß die Taube leben bliebe, die nicht einmal ein Männchen habe. — So? sagte Christel, und du könntest unser armes Täubchen wirklich todt schießen? — Ich meinte, wenn ich nur erst ein Paar Gläser Branntwein im Leibe hätte, so wollte ich mir wohl ein Herz fassen. — Aber da erinnerte mich Christel an die vielen Briefchen, welche die Taube ihr zugetragen, und wie ich sie aus den Klauen des Habichts errettet; und wie Christel mir den ersten Kuß dafür gab, der mir noch wie Feuer auf den Lippen brannte. Kurz, sie machte mich so weichherzig, daß mir das Schluchzen ankam, und ich sagte: Durchlauchtigste Ihro Durchlaucht, thun Sie mit mir was Sie wollen; aber dem armen Täubchen thue ich ein für alle Mal nichts zu Leide. — Da machte die Fürstin ein böses Gesicht. Wohlan, sagte sie, ihr habt euer Unglück euch selbst beizumessen.

Mit diesen Worten setzte sie die Taube auf die Erde, welche stracks die Allee hinab zu laufen begann, gerade auf das runde Häuschen zu, das in der Ferne stand. Mir und Christeln befahl die Fürstin, der Taube zu folgen, wohin sie uns führen würde; dort sollten wir unser Schicksal erfahren. Wir gehorchten, und ein schnurrbärtiger Grenadier mit aufgepflanztem Bajonnet ging zwischen uns, daß wir uns nur von der Seite anschielen konnten. Hinter uns hörten wir kichern und lachen, das schnitt mir durch die Seele. Die Taube ging, hüpfte und flatterte immer vor uns her,

immer auf das runde Häuschen los; denn Er muß wiſſen, guter Herr, daß man die Taube nur dort gefüttert, und ihr in vierundzwanzig Stunden nichts zu freſſen gegeben hatte, d'rum war ſie hungrig, und fragte weder nach mir, noch nach Chriſteln. Wir ſchlichen trübſelig hinterdrein, bis wir endlich vor die Thür gekommen waren, die that ſich plötzlich auf, und was ſahen wir da? — Mein Seel! den Herrn Adjunctus im völligen Ornat, hinter einem Altare, und den Küſter neben ihm. Wir konnten alle Drei vor Verwunderung nicht ein Wort reden. Es war mir gar nicht lächerlich zu Muthe, aber ich mußte doch ſchier lachen über ſeine wunderlichen Grimaſſen. Unſere Durchlauchtigſte Landesfürſtin, hub er endlich an — und ſeine Lippen zitterten, die Naſenſpitze war ihm ganz gelb geworden — unſere Durchlauchtigſte Landesfürſtin hat mir allergnädigſt befohlen, das erſte Paar, welches hier hereintreten würde, ohne weitere Umſtände zu kopuliren. — Potz Wetter! wir ließen uns das nicht zweimal ſagen. In fünf Minuten waren wir Mann und Weib, und der Herr Adjunctus mußte uns noch obendrein gratuliren. Als wir wieder herauskamen, ging der Grenadier nicht mehr zwiſchen uns. Mein Vater und Chriſtel's Vater kamen uns entgegen, waren verſöhnt, und umarmten uns. Da mußte ich weinen, daß mich der Bock ſtieß, und Chriſtel weinte auch. Die liebe gnädige Fürſtin beſchenkte uns zu guter Letzt reichlich, wegen der vielen Angſt, die wir ausgeſtanden hätten, wie ſie meinte. Aber das Koſtbarſte, was wir mit uns nahmen, war die Taube; die haben

wir mit Sorgfalt und Liebe gefüttert bis auf den heutigen Tag, wo ſie endlich vor Alter geſtorben iſt.

Hier endigten die guten Leute ihre Erzählung, die, nach manchem Kriegsgetöſe und Schlachtgetümmel, dem Hauptmann von A** eine ſanfte Erquickung gewährt hatte. Er ſchlief die Nacht ruhig und ſüß auf ſeinem Feldbette. Der folgende Tag war gerade ein Raſttag, und er freute ſich, noch länger unter dieſen Kindern der Natur und Unſchuld verweilen zu können. Wirth und Wirthin waren ſchon ganz vertraut mit ihm geworden. Gegen Abend näherte ſich ihm die Bäuerin ein wenig ſchüchtern, erzählte ihm, Fritz habe für die Taube im Garten, unter einem Roſenſtrauche, ein Grab gemacht, und weil ſie ihrem Liebling doch gern eine letzte Ehre erzeigen wollten, ſo wären ſie auf den Einfall gerathen, ihn zu bitten, durch ſeine Trommelſchläger und Pfeifer bei der Beerdigung ein wenig Muſik machen zu laſſen; ſie wollten nachher die Leute aus Dankbarkeit gut bewirthen. Der Hauptmann willigte gern darein, und ſo wurde das gute Täubchen mit lautem Schluchzen und gedämpften Trommeln zur Erde beſtattet.

Die klagenden Ehemänner.

(Ein rührendes Drama.)

Spielende Personen:

Der Powatan, Oberregent von Virginien.
Der Fürst der Chikahaminer, sein Schwiegervater.
Die weise Quarlasamma, Präsident des Staatsraths.
Elhasgh Thami Medun, vormaliger marokkanischer Ambassadeur am dänischen Hofe.
Ein Siamester. Ein Peruaner. Ein Lappländer. Ein Südsee-Insulaner. Ein Karaibe. Ein Grönländer. Ein Irokese. Ein Russe. Ein Ostindianer. Ein Neger. Ein Jude. Ein Einwohner der Insel Formosa. Ein Tagelöhner von Worcester. Mehrere Europäer aus allerlei Ständen.

Sämmtliche spielende Personen erscheinen mit ihren Weibern.
(Der Schauplatz ist in Virginien.)

Erste Scene.

(Der Palast des Powatan. Man führt den Fürsten der Chikahaminer herein.)

Der Fürst (zu seinem Gefolge).

Man melde meine Ankunft sogleich meinem Schwiegersohne.

(Einer aus dem Gefolge entfernt sich.)

Der Fürst (geht unruhig auf und nieder, bis endlich der Powatan hereintritt, dem er mit raschen Schritten entgegen eilt). **Ha! mein Sohn! was muß ich hören!**

Der Powatan. Willkommen, Schwiegervater! sprich, was hast du hören müssen?

Der Fürst. Du willst meine Tochter, die reizende Murra, verstoßen?

Der Powatan. Wir können es mit der reizenden Murra nicht länger aushalten.

Der Fürst. Warum nicht? War sie nicht das schönste Mädchen ihrer Nation? Hat sie nicht die lieblichsten kleinen Augen, eine platte Nase und einen weiten Mund?

Der Powatan. Alles wahr, die Reize ihres Körpers hatten uns bezaubert, aber wir verlangen, daß unsere Gemahlin nicht allein schön, sondern auch tugendreich sei. Der Kummer nagt an unsern Herzen, wie ein Pfahlwurm im Holze. Wir müssen sterben, so wenig Lust wir auch dazu haben, wenn wir dieses verhaßte Band nicht bald entzwei schneiden. Ach Vater! so weit die Sonne scheint — und vermuthlich scheint sie überall — findest du keinen unglücklicheren Ehemann als uns.

Der Fürst. Erkläre dich deutlicher, was vermissest du an der schönen Murra?

Der Powatan. Gleich in den ersten Tagen unserer Verbindung mußten wir mit Schrecken wahrnehmen, daß sie nicht einmal ordentlich zu barbiren versteht. Du weißt, wie nothwendig die Kunst, den Bart abzunehmen, einer treuen Hausfrau ist; aber ach! dieser Bart, zu dessen hilfreicher Freundin Natur und Sitte sie bestimmte, ist von unserer ersten Gemahlin verlassen! — O! — (Er weint.)

Der Fürst. Ich fühle und theile deinen gerechten Schmerz. Leider ist es unverzeihlich, daß die schöne Murra

nicht barbiren kann; aber du haſt ja der bartſcheerenden Weiber mehrere, und wenn meine Tochter durch andere Tugenden dieſen Mangel erſetzt —

Der Powatan. Ja, wenn! — Aber wenn wir dir nun ſagen, daß die Ungeſchicklichkeit im Barbiren eine unſerer geringſten Klagen iſt? — Wir mögen dein zärtliches Vaterohr nicht lange quälen. Auch haben wir noch nicht gefrühſtückt. Höre nur noch Eines, das Wichtigſte — und ſchaudere!

Der Fürſt. Laß hören!

Der Powatan. Du wirſt es nicht glauben wollen, denn ſo lange Powatan's regieren, das heißt, ſo lange die Welt ſteht, iſt ein ſolcher Gräuel nicht erhört worden. Die ſchöne Murra miſcht ſich nie in Staatsgeſchäfte!

Der Fürſt. Iſt es möglich!

Der Powatan. Ihr gilt es gleich, ob wir Krieg führen oder Frieden ſchließen; ob wir unſere Unterthanen gnädigſt kochen oder huldreichſt braten. Gähnend ſitzt ſie im Staatsrathe, ſchweigt und ſpielt mit ihrer Federſchürze.

Der Fürſt. Ha! wie konnte ein ſo ungerathenes Kind aus dem Blute der Chikahaminer entſprießen!

Der Powatan. Du biſt gerecht, Schwiegervater, du weißt, daß es die erſte Pflicht der Gattin eines Fürſten iſt, die Staatsgeſchäfte zu verwalten. O reizende Murra! du biſt untauglich zu dieſer Pflicht, und folglich müſſen wir dich ohne Barmherzigkeit verſtoßen.

Der Fürst. Du hast Recht, mein Sohn, ein Weib das weder barbiren, noch den Staat verwalten kann, ist eine unnütze Kreatur. Aber — warum soll ich es verbergen — noch immer spricht in meinem Herzen die Stimme der Natur für meine ehemals geliebte Murra. Bedenke, Sohn, daß es der geplagten Ehemänner so viele auf der Welt gibt, als Fische im Meere und Sand am Ufer. Aber die Götter verliehen den meisten die köstliche Gabe der Geduld —

Der Powatan. Auch das würden wir versuchen, obgleich einem Powatan nicht zugemuthet werden kann, sich mit der Geduld zu befassen; aber ach! nur die Ueberzeugung, daß wir unter allen Ehemännern der Geplagteste sind, konnte uns zu dem Entschlusse bewegen, dein Vaterherz zu kränken.

Der Fürst. Unter allen der Geplagteste? Glaube das ja nicht. Diese schöne Männerplage ist von den Göttern über jeden Welttheil ausgegossen worden, und du kannst dich keine Tagreise lang in deinem Palankine schaukeln lassen, ohne auf einen Ehemann zu stoßen, der eben so keck, als du, behauptet, der Unglücklichste zu sein.

Der Powatan. Aber wird er es auch mit dem nämlichen Rechte behaupten, als wir?

Der Fürst. Er wird es wenigstens glauben, und wenn er sich eben so elend fühlt, als du, so gilt es gleich viel, ob ein ungeputzter Bart, oder eine andere Sache von ähnlicher Wichtigkeit, sein Leben verbittert.

Der Powatan. Der heutige Tag wird zeigen, ob du Recht habeſt. Wir können dir nicht verhalten, daß wir ſchon vor Jahr und Tag auf Mittel ſannen, die ſchöne plattnaſichte Murra mit guter Manier los zu werden. Einer unſerer Staatsminiſter, die alte Quarlaſamma, gab uns den Rath, Herolde in die weite Welt zu ſchicken, welche überall, wo ſie hinkommen, Folgendes auszutrompeten verbunden ſind:

»Der große Powatan und Oberregent von Virginien, thut Jedermänniglich kund und zu wiſſen, daß er eine böſe Gemahlin, die ſchöne Murra, beſitze, welche, trotz ihrer platten Naſe und ihres weiten Maules, an allen übrigen weiblichen Vollkommenheiten Mangel leidet. Er glaubt ſich daher befugt, ſich für den unglücklichſten Ehemann auf dem Erdboden zu halten, und fordert einen jeden, an Weiber gefeſſelten Erdbewohner auf, der da vermeint, geplagter zu ſein, als er, ſich an dem und dem Tage, in der und der Stunde, in ſeinem Palaſte einzufinden, und ſein vermeintliches Elend darzuthun. Ergibt es ſich alsdann, daß wirklich Einen unter ihnen ein bedauernswürdigeres Los traf, als den großen Powatan; ſo macht dieſer Oberregent ſich anheiſchig, ihm ſeine Frau abzunehmen, und ihn noch überdieß mit Schätzen zu überhäufen. Wird im Gegentheil erwieſen, daß das Oberhaupt der Virginier wirklich auch das Oberhaupt der geplagten Ehemänner ſei, ſo müſſen ſämmtliche Verſammelte, die ihm dieſen Vorzug abzuſtreiten

wagten, unter ſich loſen, und Derjenige, welchen das Los trifft, muß ohne Barmherzigkeit die ſchöne Murra mit ſich nehmen.»

Dieſen Rath gab die weiſe Quarlaſamma, und wir ſäumten nicht, ihn zu befolgen. Unſere Herolde haben ein Jahr lang die ganze Welt durchſtrichen und aus allen Kräften trompetet. Heute iſt endlich der merkwürdige Tag, an welchem dieſer große Streit entſchieden werden wird. Schon wimmeln unſere Vorhöfe von Fremden aus allen Ländern, ſchwarz, roth, gelb und weiß, mit Hüten und Mützen, in engen und weiten, langen und kurzen Röcken. Unſer Thron iſt aufgeſchlagen, wie du ſiehſt, und bald wird die bunte Menge an den Stufen desſelben erſcheinen. Wir werden in möglichſter Kürze ihre Klagen hören und ihre Anſprüche abwiegen, denn wir müſſen dir im Vertrauen geſtehen, daß unſer Vorrath von Lebensmitteln nicht hinreicht, ein ſo zahlloſes Volk lange zu bewirthen.

Der Fürſt. Theurer Sohn! wo ich nicht irre, ſo hat die weiſe Quarlaſamma dich für den Narren gehalten. Du biſt nicht der erſte Powatan, dem ein Solches widerfährt. Sie iſt im Staatsrath grau geworden, und hat dir auf eine feine Art zu verſtehen geben wollen, was ich dir ohne Umſchweife ſagte, nämlich daß vom Oronoko bis zum Miſſiſſippi, und von den Cordilleras bis zu den Bergen im Monde alle Ehemänner gleiche Klagen führen. Schon die zahlloſe Menge der Fremden, welche in deinen Vorhöfen hungert, kann dir das zur Genüge beweiſen. Alle hungern

gern und ohne Murren, weil sie hoffen, ihre Weiber hier los zu werden.

Der Powatan. Wie sanft werden wir unser Regentenhaupt diesen Abend niederlegen, wenn die schöne Murra nicht mehr die Zierde unsers Palastes sein wird. — Wohlan! wir besteigen den Thron unserer Väter. Schwiegervater, setze dich zu unserer Rechten. Der Platz hier zur Linken ist für deine reizende Tochter bestimmt. — Man öffne die Thore, und lasse Kläger und Beklagte hereintreten.

(Die kostbaren Flügelthüren, aus Weidenzweigen geflochten, werden aufgethan. In einer Minute ist der Saal buntscheckicht angefüllt, und draußen prügeln sie sich um hereinzukommen. Die Männer fluchen, die Damen kreischen, die Leibwache theilt Rippenstöße aus. Diese sanfte Art der Ueberredung beruhigt sie nach und nach.)

Eine Europäerin (zu dem Powatan). Ew. Majestät haben eine unverschämte Leibwache, die beinahe ganz nackend geht, und unglücklicherweise habe ich meinen Fächer im Gedränge verloren. Wenn man Damen einladet, so sollte man wenigstens seinen Soldaten befehlen, dasjenige Kleidungsstück nicht zu vergessen, welches der bückeburgische Leibarzt nur Kindern zu tragen verbietet.

Der Powatan. Um aller Götter willen! Schwiegervater! hast du je etwas Häßlicheres gesehen? große blaue Augen, eine hügelichte Nase, ein winzig kleiner Mund — wahrlich! wir können uns nicht enthalten zu lachen, daß unser Regentenbauch davon erschüttert wird.

Die Europäerin. Sind Ew. Majestät von Sinnen?

ich habe durch meine Schönheit ein Dutzend Nebenbuhlerinnen zur Verzweiflung gebracht.

Der Powatan. Warte, du wirſt ſogleich die reizende Murra ſehen und verſtummen.

(Die ſchöne Murra erſcheint, und nimmt ihren Platz zur Linken ihres Gemahls ein. Die weiſe Quarlaſamma, an der Spitze von zwanzig alten Weibern, welche den ehrwürdigen Staatsrath ausmachen, lagert ſich auf den Stufen des Thrones. Es entſteht ein Geſumſe, wie von Millionen Käfern. Sämmtliche Damen meſſen ſich mit ſpöttiſchen Blicken.)

Eine Lappländerin. Mein Gott! was für drollige Figuren hier verſammelt ſind! (Zu einer Engländerin, die neben ihr ſteht.) Schämen Sie ſich denn gar nicht, Madame, ſo lang und ſchlank gewachſen zu ſein?

Die Engländerin. Was will das kleine Unthier mit ſeinen krummen Beinen?

Die Lappländerin. Freilich ſind meine Beine krumm, und ich bin ſtolz darauf. Es ſind die ſchönſten krummen Beine in ganz Lappland.

Eine Siameſerin. Aber die Ohren! die Ohren! Wer hat ſie größer, als ich?

Die Engländerin (ſpöttiſch). Und weſſen Zähne ſind ſchwärzer, als die Ihrigen?

Die Siameſerin. Sie kränken meine Beſcheidenheit, mich ſo in's Antlitz zu loben.

Eine Marokkanerin (mit Empfindlichkeit). Die magere Dame mit dem ſchwarzen Haar ſcheint zu vergeſſen, daß hier auch gewiſſe rothhaarige fette Weiber ſind —

Die Siameſerin. Was hilft die Fettigkeit, wenn die Backenknochen nicht gehörig hervor ſtehen?

Die Lappländerin. Und der Kopf nicht größer iſt, als der übrige Körper.

Die Engländerin (laut lachend). Ha! ha! ha! über die ungeſtalten Mißgeburten!

(Die ſchönen beleidigten Damen fallen mit vieler Sanftmuth über die Engländerin her und zerzauſen ſie.)

(Der Powatan gebietet Ruhe. Die Leibwache unterſtützt ſein Gebot durch kräftige Erinnerungen. Der Lärm verliert ſich nach und nach wieder in ein Sumſen. — Die geplagten Ehemänner werden aufgefordert, ihre Beſchwerden vorzutragen. „Welcher unter euch," ſo ruft der Powatan mit lauter Stimme, „hält ſich für unglücklicher, als ich?" Ein fürchterliches Echo gibt ihm ſein Ich zurück.)

Der Fürſt der Chikahaminer. Habe ich das nicht vorher geſagt?

Der Powatan. Es rede Einer nach dem Andern, damit das Trommelfell unſerer Regentenohren nicht entzwei ſpringe.

Ein Europäer (tritt auf). Großer Powatan! und ihr, eingeſchrumpfte Mitglieder des würdigſten Staatsraths! Hier neben mir ſteht mein Quälgeiſt! Laßt euch nicht bezaubern durch die großen ſchönen Augen und die griechiſch geformte Naſe —

Der Powatan. Fürchte nichts, mein Freund, ich habe in meinem Leben nichts Abſcheulicheres geſehen.

Der Europäer. Zu ſpät muß ich bereuen, daß die

Reize dieſes Körpers, dies ſeidene Haar, welches ſie mit Geſchmack zu kräuſeln verſteht —

Der Powatan. Kann ſie auch barbiren?

Die Frau. Warum nicht? Wenn ich Luſt habe es zu verſuchen —

Der Powatan (zu dem Manne). Nun, was verlangſt du mehr?

Der Mann. Ich verlange Beſcheidenheit, Einſchränkung in ihren Wirkungskreis. Ich verlange, daß ſie ſich nicht lächerlicherweiſe in die Politik miſche; daß ſie ſich um ihre Küche und nicht um Staatsgeſchäfte bekümmere.

Der Powatan. Thut ſie das? Worüber beklagſt du dich denn?

Der Mann. Sie iſt ſo ſtolz auf ihre alte Familie, daß ſie ſich auf Viſitenkarten nicht einmal meines Namens bedient.

Der Siameſer. Gerade das Gegentheil iſt eine von meinen Klagen. Meine Frau iſt ſo unverſchämt, meinen Namen führen zu wollen.

Der Europäer. Sie hat die für eine Dame ſo ekelhafte Gewohnheit, Tabak zu rauchen.

Der Siameſer. Glücklicher Mann! Bei der meinigen kann ich es weder durch Bitten, noch Drohungen dahin bringen.

Der Europäer. Das, wodurch einſt die Geſandtſchaft der Hunde ſich Jupiters Fluch zuzog, thut ſie in den größten Geſellſchaften ungeſcheut.

Der Siameſer. Daran thut ſie ganz Recht. Die Meinige gibt, wider alle Zucht und Sitte, einer albernen Schamhaftigkeit Raum.

Der Europäer. Kurz, ich kann ihre häuslichen Tugenden in zwei Worte faſſen: ſie verſteht Konſituren einzumachen.

Der Siameſer. Es geht dir mit den Konſituren, wie mir mit meinen Lieblingsſpeiſen, faule Eier, und allerlei Ungeziefer, die meine Frau freilich ſehr ſchmackhaft zubereitet. Aber das iſt noch nicht genug zum Glück des Lebens. Du möchteſt ſagen, großer Powatan, daß ihr breites Geſicht, ihre hohen Kinnbacken, ihre großen Ohren, und ihre von Betelkauen ſchwarz gefärbten Zähne mich nothwendig beglücken müßten —

Der Powatan. Nein, guter Freund, das möchte ich nicht ſagen.

Der Siameſer. Anfangs ging auch Alles recht gut. Ich nannte ſie junger Diamant, junger Himmel, ſie nannte mich junges Gold, junge Blume; ihr breites Geſicht erheiterte ſich ſo oft ich kam, ihr lächelnder Mund zeigte die ſchwarzen Zähne, und ihre großen Ohren wackelten. Aber ach! welche Untugenden mußte ich bald an ihr gewahr werden! ſie raucht keinen Tabak! ſie vergißt zuweilen den Wohlſtand ſo ſehr, daß ſie die Schüſſel oder den Teller, welchen ſie mit darreicht, nur mit Einer Hand anfaßt! und oft habe ich ſogar ſehen müſſen — o Jammer! — daß ſie ſich im Kopfe gekratzt hat!

Ein Italiener. Bruder Siameſer, laß uns tauſchen, meine Frau kratzt ſich nie im Kopfe. Ich würde auch ſonſt ſo ziemlich mit ihr zufrieden ſein, wenn mich nicht das fürchterliche Unglück betroffen hätte, am Tage unſerer Verbindung wahrnehmen zu müſſen, daß das Kleinod ihrer Unſchuld nicht zu ihrem Brautſchatz gehörte.

Ein Peruaner. Glücklicher Gatte! hier neben mir ſteht die ſchöne Dello, die mir leider! dieſes Kleinod unverletzt überliefert hat.

Ein Lappländer. Reiche mir die Hand, Unglückskamerad! mir iſt's eben ſo ergangen. Während die Geſpielinnen meines Weibes hundert begünſtigte Liebhaber hatten, in deren Armen ſie nicht allein Ehre und Ruhm, ſondern auch eine reiche Ausſteuer erwarben, hat dieſe heuchleriſche Dirne, die ich für ein braves, wohlerzogenes Mädchen hielt, nicht den Werth eines Rennthiers verdient, und mir nur allein die Ausſteuer zugebracht, die gar keinen Werth hat.

Der Italiener. Freund Lappländer, wenn du keine andere Klage über dein Weib zu führen weißt, ſo danke Gott und ſchweige.

Der Lappländer. Ich ſchweigen? — nachdem ihre Bosheit ſich unterſtanden hat, meine Trommel und meinen Hammer anzurühren? wenn ich von der Jagd zurückkomme, weigert ſie ſich ſogar, mir gekaute Erlenrinde in's Geſicht zu ſpeien. — Nein, ich fühle mich ſo elend, daß, wenn der große Powatan mir dieſes Weib nicht vom Halſe ſchafft,

ich meinen Schlitten anſpanne, auf die Bärenjagd fahre, und den Tod ſuche.

Ein Holländer. Ich fahre mit dir, und finden wir ihn da nicht, ſo ſuchen wir ihn auf dem Wallfiſchfang. Wenn der große Powatan, wie ich nicht zweifle, nur ein einzigesmal in Amſterdam geweſen iſt, ſo wird er wiſſen, daß Reinlichkeit unter die Charakterzüge der Holländer gehört. Nun ſehe man nur meine ſchmutzige Ehehälfte. Wie kann ich mit einer Frau leben, die nicht einmal rein von Ungeziefer iſt!

Ein Karaibe. Ich beneide dich, Bruder Holländer. Wie wollte ich ſchmauſen, wenn das meine Frau wäre. Bei der meinigen finde ich leider ſolche Leckerbiſſen nie.

Der Holländer. Selten geht ſie mit mir zu Tiſche, weil alles, was ich eſſe, ihr nicht gut genug iſt.

Ein Südſee-Inſulaner. Danke dem Himmel, daß er deinem Weibe Beſcheidenheit verlieh. Meine Frau iſt ſo unverſchämt, daß ſie immer mit mir an einem Tiſche eſſen will.

Der Holländer. Sie ſchminkt ſich, und wollte neulich ſogar auch mich ſchminken.

Der Karaibe. Daraus ſieht man, daß ſie ihre Pflichten kennt. Die Meinige verſteht es ſehr ſchlecht, mich zu bemalen.

Der Holländer. Schon als Mädchen verletzte ſie den Wohlſtand durch ihren frech entblößten Buſen.

Der Karaibe. Das beweißt, daß ſie eine gute Erzie-

hung genoß. Ich war einmal auf dem Punkt, meine Braut ſitzen zu laſſen, weil ſie, wieder alle Zucht und Ehrbarkeit, bei einer feierlichen Gelegenheit nicht ganz nackend erſchien.

Der Holländer. Und wenn ſie alle meine Leiden mir wenigſtens durch Vaterfreuden vergelten könnte! Aber auf ihr ruht der Fluch der Unfruchtbarkeit —

Der Karaibe. Darüber kann ich nicht klagen. Dagegen hat mein Weib die Grille, ſo oft es Mutter wird, ſelbſt im Bette liegen zu wollen, da es doch meine Schuldigkeit iſt, das Wochenbett zu hüten.

Der Holländer. Wie ſüß iſt es, wenn Mann und Weib traulich mit einander an einem Tiſche ſitzen, und die Pfänder ihrer Liebe um ſie hergelagert ſind.

Der Südſee-Inſulaner. Dicker Freund, ich verſtehe dich nicht. Was ſollen Mann und Weib an einem Tiſche zuſammen machen?

Ein Oſtiqdianer. Das wäre ſehr unſchicklich.

Ein Neger. Wider allen Wohlſtand.

Viele Stimmen aus mehreren Nationen. Keine Frau darf ſich das unterſtehen!

Der Südſee-Inſulaner. Hörſt du, Bruder Holländer? — Man iſt ſchon gefällig genug, wenn man ihr zuweilen erlaubt, Schweinefleiſch zu eſſen.

Ein Jude. Schweinefleiſch? wo denkſt du hin?

Der Südſee-Inſulaner. Aber die meinige hat Luſt, Thunfiſche und die beſten Piſange zu ſchmauſen, ſo gut als ich. Wenn ich ſie nun derb durchprügle, ſo erkennt ſie ar dieſen Beweis meiner Liebe —

Ein Russe. Sehr natürlich.

Der Südsee-Insulaner. Aber selbst meine Wohlthaten fesselten sie nicht. Solltest du glauben, großer Powatan, daß ich das erste Kind, welches sie geboren, blos aus Liebe zu ihr am Leben gelassen? da es doch nur bei mir stand, ihm ein Stück angefeuchtetes Zeug auf die Nase zu legen, um es dadurch zu ersticken. Solltest du glauben, daß sie die Undankbarkeit so weit treibt, mich alle Jahr auf's neue zum Vater zu machen? durch welche schändliche Fruchtbarkeit sie sich bereits den Spottnamen Kindergebärerin zugezogen.

Der Holländer (von mehreren Europäern unterstützt). Was! dieser ehrwürdige Name dient euch zum Spott?

Ein Irokese. Wozu denn? Hörtest du nicht, daß der Nachbar aus der Südsee wohl gar schon im ersten Jahre Vater geworden? und läßt sich eine größere Schande denken?

Ein Bewohner der Insel Formosa. Die Herren schwatzen und reden, daß man beinahe glauben muß, in Europa sei die wahre Ehre unbekannt. Jedermann weiß, welch' eine Schande es ist, wenn eine Frau vor ihrem fünfunddreißigsten Jahre in die Wochen kommt. Die meinige ist erst neunundzwanzig Jahr alt, und ist schon fünfzehnmal schwanger gewesen; fünfzehnmal habe ich ihr die Frucht durch unsere Priesterinnen aus dem Leibe treten lassen, aber nun, das sechzehnte Mal hat kein Treten und Trampeln helfen wollen. Vor Kurzem hat sie mir

wirklich die Schande angethan, ein gesundes Kind auf die Welt zu setzen, und ich bin allen meinen Freunden zum Spott und Gelächter geworden.

Der Karaibe. Unglücklicher Mitbruder! O warum mußte Luko der erste Mensch, aus dessen Nabel alle übrigen hervorgingen, auch Weiber zu unserer Plage entstehen lassen! Ich warb um meine Frau, wie es gewöhnlich ist, noch ehe sie geboren war, und sie wurde mir zugesagt, im Fall das Kind ein Mädchen sein würde. Da es nun wirklich ein Mädchen war, so zeichnete ihm die vernünftige Mutter mit Ruku ein Kreuz auf den Bauch, damit ich es wieder erkennen könnte. Seit ihrem achten Jahre ließ ich sie bei mir schlafen, und gab mir alle Mühe, sie selbst zu bilden. Aber sie ist herangewachsen, und hat keine meiner Hoffnungen erfüllt. Wenn sie mir einen Trank von Uiku zubereiten soll, so kaut sie die Wurzeln nie vorher gehörig durch.

Der Holländer. Pfui! du bist ein unsauberer Gesell!

Der Karaibe. Ihre Bosheit geht so weit, daß sie meinen Tod wünscht. Als ich neulich einen Kahn in's Wasser stieß, berührte sie ihn mit dem Finger, wodurch sie ihn völlig unbrauchbar machte, und eine gewisse Freiheit, deren sie sich dabei bediente, war hinlänglich, mir den sichern Untergang auf dem Meere zu bereiten.

Ein Deutscher. Ich merke wohl, der Karaibe ist nicht so dumm, als unsere Kompilatoren in ihren Länder- und Völkerkunden ihn machen wollen. Er glaubt an Sym-

pathie, jene geheimnißreiche Kraft der Natur, für welche ich vergebens Sinn und Gefühl in meiner Minna zu erwecken suche. Der Mond, der heilige keusche Mond! in dessen Strahlen ich so sanft und himmlisch schwärme, erregt nicht mehr Mitgefühl in ihr, als eine gemeine Gassenlaterne. Nie habe ich sie überreden können, an meinem Arm, im Mondschein über die bethauten Fluren zu wandeln.

Ein Grönländer. Du solltest froh darüber sein. Deine Minna ist eine ehrbare Dirne, die da wohl weiß, was Zucht und Sitte von ihr heischen. Du nennst den Mond keusch? und doch ist der ganzen Welt bekannt, daß keine Jungfrau sich ohne Gefahr von seinen Strahlen bescheinen läßt. Mir ist es leider mit meiner Kuraxa so ergangen. Drei Abende hintereinander fand ich sie im Mondschein vor der Hütte, und ehe ich sie jetzt wieder zum Weibe nehme, will ich lieber schwören, in meinem Leben keinen Tropfen Seehundsblut zu trinken.

Der Powatan. Schwiegervater, bald haben wir das Ding satt. Die Kerls wissen alle nicht, was sie wollen.

Quarlasamma. Großer Powatan, neige dein Ohr herab, hier steht schon wieder einer, der da klagen will.

Der Powatan. Ja sie klagen alle, aber unser Regentenmagen hungert, und in allen ihren Klagen ist nicht so viel Menschenverstand, als man auf die Spitze eines Pfeiles legen kann.

Ein Europäer. Ew. Majestät werden geruhen, nur noch meine Beschwerden anzuhören. Sie sind wichtiger als die des ganzen Haufens.

Der Powatan. Nun laß hören, und mach es kurz.

Der Europäer. Meine Familie ſchwatzte mir ein reiches, aber häßliches Mädchen auf, fett und rothhaarig, mit geſchminkten Wangen und gefärbten Augenbraunen —

Der Marokkaner Elhaſgh Thami Medun. Um Vergebung, wenn ich dich unterbreche. Du nennſt ein fettes rothhaariges Geſchöpf häßlich? läßt ſich etwas ſchöneres denken, als ein Mädchen, deſſen Wangen von Cochenille glühen, deſſen Speckhals mit Punkten von Antimonium umgeben iſt, deſſen Augenlieder mit Kahol ſchwarz, die Hände und Finger aber mit Henna brandgelb gefärbt ſind? Leider ſind es gerade dieſe Vorzüge, welche mich in das Netz des Eheſtandes lockten.

Der Powatan. Ich verbiete mir den Streit über die Schönheit eurer Weiber. Wenn hier von Schönheit die Rede wäre, ſo dürfte unſere plattnaſichte Murra mit einer Jeden meſſen. Aber hier iſt die Frage von ganz andern Dingen.

Der Europäer. Du haſt Recht, großer Monarch —

Der Powatan. Die Powatans haben immer Recht.

Der Europäer. Man gewöhnt ſich an Schönheit wie an Häßlichkeit, nur muß die letztere nicht in Widerlichkeit ausarten. So erweckt es mir zum Beiſpiel Ekel, wenn ich ſehen muß, daß meine Gattin alle ihre Zähne verloren hat, durch die üble Gewohnheit, die Suppe heiß hinunter zu ſchlingen, und nie darauf zu blaſen.

Der Marokkaner. Großer Prophet! welch ein felt-

ſamer Mann! gerade dieſe Sittenloſigkeit, auf die Suppe zu blaſen, empört täglich mein feineres Gefühl.

Der Europäer. Und wenn ſie wenigſtens durch heitern Frohſinn die Mängel ihrer Geſtalt erſetzte. Ich bin ein Liebhaber von muntern Geſellſchaften, aber in den erſten acht Monaten unſerer Ehe habe ich ſie nicht ein einziges Mal überreden können, aus dem Hauſe zu fahren.

Der Marokkaner. Wollte der Himmel ich könnte das nämliche ſagen!

Der Europäer. Beſuchen mich meine Verwandte, ſo verſchließt ſie ſich in ihr Kabinet, und läßt ſich gar nicht ſehen.

Der Marokkaner. Ach! die meinige thut gerade das Gegentheil! So oft mein Bruder zu mir kömmt, hat ſie ſogar die Frechheit, ihr Geſicht zu entblöſſen.

Der Europäer. Um die Wirthſchaft bekümmert ſie ſich gar nicht. Es thäte Noth, ich ginge ſelbſt auf den Markt, um Butter einzukaufen.

Der Marokkaner. Und das iſt etwa nicht deine Pflicht? kaufe ich denn nicht täglich Butter ein, ob ich gleich Ambaſſadeur am däniſchen Hofe war?

Der Europäer. Durch alle dieſe Untugenden hat ſie ſich bereits ſo verhaßt gemacht, daß unter zehn meiner Freunde kaum einer mich fragt: wie befindet ſich deine Frau?

Der Marokkaner. Ei das iſt eben ein Beweis, daß deine Freunde zu leben wiſſen.

Der Powatan. Nun, da werde mir einer klug daraus.

Ein Irokeſe. Die Leute ſchwatzen in den Tag hinein wie die Enten auf dem See Ontario. Der dort beſchwert ſich, daß ſeine Frau ſich mit der Politik abgibt, ich hingegen halte es für ein Unglück, daß die meinige ſich durchaus nicht in Staatsgeſchäfte miſchen will —

Der Powatan. Recht mein Freund, das iſt ein großes Unglück.

Der Irokeſe. Nicht einmal bei der Wahl eines Oberhauptes wollte ſie ihre Stimme geben.

Der Powatan. Das iſt unverzeihlich.

Der Irokeſe. Jener dort rühmt ſich, er habe ſeine Frau geſchlagen, ich hingegen bekomme täglich Prügel von der meinigen, die wohl weiß, daß es eine Schande für mich wäre, wenn ich mich gegen ſie wehrte. Dort ſteht gar ein Narr, der über die Unfruchtbarkeit ſeines Weibes Klage führt, und ich möchte toll werden, daß die meinige mir ſchon im erſten Jahre ein Kind geboren. — Gerechter Powatan! du ſiehſt, daß deine Pflicht es heiſcht, vor allen andern meine Frau zu deiner Gemahlin zu machen.

Tauſend Stimmen. Nein! die meinige! die meinige!

Der Powatan. Ei ja doch! wenn ich ein Narr wäre. Ihr denkt, die Powatans haben nichts anders zu thun, als Frauen zu nehmen. Ihr hört ja wohl, daß, weit entfernt, uns noch mehr Weiber auf den Hals zu laden, wir die ſchöne Murra je eher je lieber los ſein wollen.

Einige Stimmen. Wir berufen uns auf deine Herolde, und auf alles, was sie in deinem Namen versprochen haben.

Der Powatan. Ei seht doch, ein Herold kann mehr versprechen, als tausend Powatans zu halten vermögen. Kurz, macht mir den Kopf nicht warm. Wir haben unsere Regentenpflicht erfüllt, und nun mag die weise Quarlasamma sehen, wie sie sich heraus hilft.

Quarlasamma (erhebt sich von ihrem Sitze). Im Namen des versammelten Staatsraths! Nachdem wir die widersprechenden Klagen der hier anwesenden Ehemänner wohl erwogen, ziehen wir daraus den Schluß: daß sie sämmtlich nicht wissen, was sie wollen. Ein Jeder begebe sich mit seiner theuren Ehehälfte geduldig nach Hause, und der große Powatan umarme die schöne Murra.

Der Fürst der Chikahaminer. Wohl gesprochen!

Der Powatan. Dummer Schnickschnack!

(Die Kläger murren. Eine Empörung droht auszubrechen.)

Ein Tagelöhner aus Worcester (tritt auf). Beruhigt euch! Die weise Quarlasamma hat den rechten Zipfel nicht gefaßt. Ich bin der Mann, der euch eure Weiber alle abnimmt.

Tausend Stimmen. Sei willkommen, du Wohlthäter des Männergeschlechts!

Der Powatan. Guter Freund, weißt du auch, was du redest?

Der Tagelöhner. Besser als ihr alle. Bei mir zu Lande

bindet man den böſen Weibern einen Strick um den Hals, führt ſie zu Markte, und bietet ſie zum Verkauf aus. Es findet ſich immer ein Narr, der ſie kauft, und ich habe noch vor Kurzem eine für fünf Pfund Sterling verhandelt, die nicht fünf Schilling werth war.

Der Powatan. Wohlan, mein Freund, empfange hier aus meinen Händen die ſchöne Murra.

Alle durcheinander. Hier iſt Kurara — hier iſt Dello — hier iſt Minna —

Der Tagelöhner. Nur her damit! Ew. Majeſtät werden die Gnade haben, mir aus Dero Magazinen ſo viele Stricke, als ich bedarf, verabfolgen zu laſſen.

Der Powatan. Wir ſind gnädig und gewähren dir deine Bitte. Doch auch gegen ſeinen Magen hat der Regent heilige Pflichten. Deshalb wollen und gebieten wir, daß dieſer frohe Tag ſogleich durch ein herrliches Gaſtmahl gefeiert werde.

(Die Beſchreibung dieſes Gaſtmahls liefere ich vielleicht im vierten Bande.)

Nachſchrift. Wer etwa glauben möchte, die Erfindungskraft des Dichters habe in dieſem Drama ihr Spiel getrieben, der beliebe darüber nachzuleſen: John Smith's Reiſen, Archenholz's Literatur und Völkerkunde, deſſen England und Italien, Büffon's Naturgeſchichte, Geſchichte von Grönland, Cook's letzte Reiſe, Sitten der Wilden, Höſt's Nachrichten von Marokko und Fez, Iſelin's Geſchichte der Menſchheit, Meiner's und Spittler's hiſtoriſches Magazin u. a. m.

Das ſtolze Bewußtſein.

(Eine perſiſche Erzählung.)

TAYLOR INST. OXFORD

Die Strahlen der Abendſonne hüpften auf den Wellen des Tigris, als der reiche Ali ſich in ſeinen bezaubernden Gärten unter einen Granatäpfelbaum legte, und indem er aus einer goldenen Schale die ſüßen Beeren der Traube von Schiras einzeln pflückte, die Kühlung des heitern Abends genoß. Mit Wohlbehagen ſtreckte er ſich in's weiche Gras, ſah die bunten Blüten des Baumes auf dem blauen Grunde des Himmels, lächelte ſanft und ſprach: »Allah! ich bin glücklich! mein ſind dieſe reizenden Gärten und jener ſchimmernde Palaſt; mein iſt ein gutes liebevolles Weib, mit Augen ſo blau als jener Horizont, und Wangen ſo roth als dieſe Blüten; mein ſind zwei liebenswürdige Knaben, deren Unſchuld heiterer lächelt als dieſe Abendſonne. Doch mehr als Alles verdanke ich dir, Gott! die Ruhe meines Gewiſſens, die innere Zufriedenheit, die alle Schätze des Kalifen von Bagdad aufwiegt. Die Thautropfen, welche auf dieſen Blumen glänzen, erinnern mich nicht an vergoſſene Thränen; kein Nachhall eines Seufzers irrt um meine Paläſte; Wohlthun erwarb mir Reichthümer und edle Liebe gab mir ein Weib. Meine Schätze roſten nicht vom Hauch irgend einer Verwünſchung, und die Pfeiler meines Glückes ruhen nicht auf fremden Trümmern.«

So sprach er, als plötzlich ein süßer Hauch ihn anwehte, gleich einem Zephir, der in Mahomed's himmlischen Gärten über Blumenbeeten säuselt, und mit Rosenduft geschwängert um den lieblichen Busen einer Houri flattert. Er blickte auf und sah einen Jüngling, dessen Gewand von Abendroth gewebt, und dessen braunes Haar mit Sternenschimmer durchflochten war. Er schwebte wie ein Wölkchen, dem die untergehende Sonne einen goldenen Saum leiht; sein Auge glich einer Thauperle am frühen Morgen, und sein Mund einer halb geöffneten Rosenknospe. Als er näher kam, fingen die schlummernden Vöglein wieder an zu zwitschern, die Blumen öffneten ihre Kelche, und die Blüten der Bäume reiften schnell zu süßen Früchten.

Ali faltete seine Hände kreuzweis über der Brust, stand gebückt und schlug die Augen nieder. »Fürchte dich nicht,« so hauchte die Stimme des Geistes, und ihr Ton glich dem sanften Gemurmel der Quelle, dem leisen Geliſpel der Blätter. »Fürchte dich nicht! ich bin ein Bote des guten Orosmades. Geh, sprach sein Gedanke, und hemme Ali's Uebermuth. Hebe den Schleier von seinen Augen, daß er hell sehe und verstumme.«

»Heil mir!« versetzte Ali mit bebender Stimme, »daß ich ein Gedanke der Gottheit bin! Sprich, Bote des Himmels! Ohr und Herz stehen dir offen. Vertilge den stolzen Uebermuth, den mein Blödsinn edles Bewußtsein nannte.«

Der Geist. Du rühmtest dich: keine Thräne des Kum-

mers bethaue deine Gärten, kein Nachhall eines Seufzers irre um deine Paläste; rede, woher dieser Ruhm?

Ali. Dank dem Schicksal, das mir einen Biedermann zum Vater gab! ich erbte das Beispiel seiner Tugenden und war reich. Unter dieser schönen Erbschaft fand sich auch der wohlthätige Hang zur Gastfreiheit. Die stille Hütte, mein kleines Eigenthum, verwandelte sich nach und nach, durch Fleiß und Menschenliebe, in das Caravanserai, welches du noch auf jenem Hügel erblickst. Dort war jeder Pilger mir willkommen. Den Armen erquickte ich mit Ruhe, und den Leidenden mit Trost; der Kranke wurde mein Bruder und der Verwaiste mein Sohn.

Eines Tages saß ich im Schatten der Palmen an der Pforte, als ein Mann daher wankte, der mich mit hohlen Augen anstarrte. Ich lud ihn freundlich ein, bei mir zu übernachten, und er folgte mir schweigend. Nachdem ich seine Füße gewaschen, Teppich und Polster zum bequemen Lager ihm geordnet hatte, ließ ich Sorbet und Früchte auftragen, um dem, durch Sonnenglut und brennenden Sand erhitzten Wanderer einen ruhigen Schlummer zu bereiten. Aber er wollte nichts anrühren. Sein Blick irrte wild umher, und seinen verschlossenen Lippen entschlüpfte kein anderes Wort, als nur die Bitte, ihn allein zu lassen. Mir schien es, ein herber Kummer nage an seinem Herzen, oder ein böses Gewissen foltre ihn. Ich ließ ihn allein. Meine Sklaven hörten seinen wankenden Fußtritt bis gegen Morgen; auch dann noch, als er still auf den Polstern lag, störte sein krankes Aechzen die Ruhe meiner Wohnung.

Mich rief ein Geſchäft früh nach Bagdad; ehe ich ging, empfahl ich den Pilger der Obhut der Meinigen. Als ich gegen Abend heimkehrte, keuchte einer meiner Sklaven mir entgegen, mit dem Bericht, unſer Gaſt ſei dem Tode nahe, und habe ſchon oft mit Sehnſucht nach mir gefragt. Ich eilte zu ihm, da lag er mit gebrochenen Augen, kaum noch ſeiner Sinne bewußt und röchelte. Ich bückte mich über ihn, und ergriff ſeine kalte Hand. Er heftete ſeinen erloſchenen Blick auf mich, verſuchte zu ſtammeln, raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, und zog einen koſtbaren Ring vom Finger, den er mir zitternd darreichte. Dieſer Ring — hub er dreimal an, und dreimal verſagte die gelähmte Zunge ihm den Dienſt. Er ſtarb wenige Minuten nachher in meinen Armen. Nie habe ich erfahren, wer er war, noch woher er kam.

Ich ließ ſeinen Leichnam ehrlich zur Erde beſtatten. Den Ring betrachtete ich als ein Vermächtniß ſeiner Dankbarkeit, und trug ihn lange an meinem Finger, bis ich einſt von der Noth eines armen Kaufmanns hörte, der in meiner Nachbarſchaft wohnte, und einen kleinen Handel mit Seide trieb. Ohne ſein Verſchulden war er in tiefe Armuth gerathen; ein Weib und vier Kinder litten Hunger, und der Kadi hatte befohlen, ſein Haus und Hof den hartherzigen Gläubigern einzuweiſen.

Zum erſten Male wünſchte ich mir Reichthümer, und trauerte, daß ich nicht ſo viel entbehren konnte, um meinem redlichen Nachbar zu helfen. Als ich ſo meine Hände in

den Schooß faltete, und nachdenkend herabsah, fiel mir der Ring in die Augen. Halt! dachte ich, hier ist noch Hilfe. Wie könnte ich das Vermächtniß jenes dankbaren Pilgers besser anwenden, als zur Rettung eines Unglücklichen. Wenn der Geist des vormaligen Besitzers mich noch umschwebt, so billigt er gewiß den Gebrauch, den ich von seinem Geschenke mache. Rasch sprang ich auf, eilte zu einem Juwelenhändler, und erfuhr zum ersten Male mit Erstaunen, wie kostbar das Kleinod sei, welches ich feil bot. Er zahlte mir dreitausend goldene Tomans dafür, die ich, trunken von Freude, dem armen Hoffnungslosen brachte.

Schon ein Dritttheil dieser Summe wäre hinreichend gewesen, sein kleines Eigenthum zu retten; aber das Schauspiel der Verzweiflung einer unglücklichen Familie bei meinem Eintritte in ihre Wohnung, und die plötzliche Verwandlung in den frohsten Jubel, bei meiner unerwarteten Hilfe, hatten mein Herz so bewegt, daß ich ihm die ganze Summe schenkte. Er kann es brauchen, dachte ich; mir bleibt so viel als ich bedarf, und ich habe dem Glücke meines Bruders nichts aufgeopfert, als einen elenden Fingerzierath. Glücklicher als er schlich ich nach Hause, und genoß das Bewußtsein einer guten Handlung. Mein fleißiger Nachbar zog bald darauf nach Samarkand, wo er wahrscheinlich reich und froh noch heute mein Andenken segnet.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit klopfte mitten in der Nacht ein Pilger an mein Thor, und bat um Herberge, in einem Tone, als ob er des Bittens ungewohnt

sei. Ich nahm ihn freundlich auf, er betrachtete mich neugierig vom Kopf bis zu den Füßen; ich bewirthete ihn zwei Tage lang, so gut ich konnte, er benahm sich dabei, als ob es so sein müßte. Vom Morgen bis auf den Abend spähte er in meiner Wohnung umher, wollte Alles wissen, was da vorging, meine Lebensweise, mein Thun und Lassen; er holte die Sklaven hinter meinen Rücken aus, und runzelte die Stirn, wenn sie mir Gutes nachsagten. Schon fing dieser Gast an mir beschwerlich zu werden, als am dritten Morgen mein geretteter Nachbar mit seinen Kindern neu gekleidet zu mir kam, und Thränen des Dankes und der Freude weinte. Ich stand mitten unter ihnen und war herzlich froh. Der fremde Pilger schien auch gerührt, doch dünkte mich, ich läse in seinen Augen Mißtrauen oder Mißgunst. Kaum war der Nachbar fort, als er mich bei Seite zog, und auf eine Art befragte, als ob er ein Recht dazu habe: ob ich es sei, der einen kostbaren Ring an den Juwelenhändler in Bagdad verhandelt? — Ich bejahte die Frage. — Verkaufteſt du den Ring aus Noth? fuhr er fort. — Wenn fremde Noth, versetzte ich, auch eigne Noth ist (wie es wohl Menschlichkeits wegen sein sollte), ja, so verkaufte ich ihn aus Noth. Du bist eben Zeuge gewesen, wie jene Summe sich segenreich verzinste. — Er schwieg einen Augenblick, dann hub er wieder an mit einem merklichen Beben in seiner Stimme: wo hatteſt du den Ring her? — Ich erzählte ihm, wie ich daran gekommen, und als ich von dem Tode des Mannes sprach, der

ehemals den Ring beſeſſen, da heiterte ſein Geſicht ſich merklich auf; ich mußte ihm die kleinſten Umſtände wiederholen, die Geſtalt des Verſtorbenen beſchreiben, und ihn endlich gar an ſein Grab führen. Lange ſtand er ſchweigend davor, aber es glänzte eine gewiſſe Zufriedenheit in ſeinen Blicken. Plötzlich fiel er mir um den Hals, küßte mich, nahm Abſchied von mir, und verſprach, ich ſolle bald wieder von ihm hören.

Ich ſah ihm ſtaunend nach, er wählte die Straße nach Bagdad. Ich wußte nicht, was ich aus dem Sonderling und ſeinem geheimnißvollen Betragen machen ſollte; da aber unter meinen menſchlichen Gebrechen die Neubegier von jeher eines der geringſten war, ſo vergaß ich ihn bald, und zwei Monate verſtrichen unter gewohnten Beſchäftigungen, ohne daß irgend etwas mich an dieſe unerklärbare Begebenheit erinnerte. Aber an einem heitern Morgen weckte mich ein Bote des Kalifen aus meiner ruhigen Einförmigkeit. »Du ſollſt, ſo lautete ſein Befehl, augenblicklich nach Bagdad kommen, und dich in der Burg des Beherrſchers der Gläubigen melden.« Ich gehorchte wider Willen. Was ſoll ich bei dem Beherrſcher der Gläubigen, da ich doch weder ſchmeicheln noch Poſſen reißen, weder kuppeln noch Geld erpreſſen kann? So dachte ich auf dem Wege nach der Stadt, und bedauerte den ſchönen Morgen, der ungenoſſen verſtrich; denn drei Dinge ſind mir zuwider: die Sonne zwiſchen hohen Mauern, die Nachtigall im Käfigt, und der Menſch in Paläſten.

Ich hatte Rechnung darauf gemacht, in den Vorhöfen des Kalifen warten zu müssen, und mich von Hofschranzen begaffen zu lassen, bis auf den Abend. Um so mehr erstaunte ich, als bei dem Namen Ali alle Thüren aufflogen, alle Gesichter lächelten und alle Rücken sich beugten. Jetzt trat ich in das Gemach des Kalifen, und blieb ehrerbietig an der Thür stehen. Ein verschleiertes Mädchen ruhte auf einer Ottomane; der Beherrscher der Gläubigen, welchen sie zu beherrschen schien, saß neben ihr, hielt ihre Hand in der seinigen, und sah ängstlich forschend bald auf sie, bald auf mich. Es erfolgte eine ziemlich lange Pause. Endlich sagte das Mädchen Nein und stand auf. So darf ich hoffen? fragte der Kalife zärtlich. — Ja, versetzte das Mädchen mit zitternder Stimme und verschwand.

Jetzt kehrte er sich zu mir, umarmte mich mit Entzücken, sah mir starr in's Gesicht, und fragte: kennst du mich nicht mehr? — Ich betrachtete ihn genau, siehe da, es war der geheimnißvolle Pilger, der mir einst die Geschichte des Ringes abfragte.

»Ali!« sprach er, »noch immer bin ich dir den Dank für deine gute Bewirthung schuldig. Was ich dir sonst noch verdanke, erräthst du nicht, allein es ist mehr, als selbst der Kalife von Bagdad vergelten kann. Ich kenne dich, deine Art zu leben und zu handeln; ich biete dir meine Freundschaft an. Sage mir immer die Wahrheit, und theile meine Schätze.«

Ich erstaunte, und forschte vergebens nach dem Zufall,

der mich so plötzlich zum Liebling eines großen Fürsten erhob. Nie habe ich erfahren, wer jenes Mädchen war, das erst Nein und dann Ja sagte, und wie dieses Nein und Ja mit meinem Schicksal zusammen hingen. Genug, der Kalife hielt Wort, er hörte die Wahrheit gern und überhäufte mich mit Reichthümern. Oft — ich darf kühn mich dessen rühmen — oft habe ich die unterdrückte Armuth gegen Macht und Reichthum vertheidigt; oft das Schwert der strengen Gerechtigkeit dem Kalifen entwunden, und das Füllhorn seiner Gnade geschüttelt. Helfen konnte ich freilich nicht Allen, aber ungehört ging keiner von mir. Nur Schade, daß der Kalife und ich so ziemlich die Einzigen in ganz Bagdad waren, welchen ein solches Verfahren behagte. Die Schmeichler grinsten uns freundlich in's Gesicht, und hohnlächelten hinter unsern Rücken. Feile Richter, stolze Pfaffen und raubsüchtige Höflinge verbitterten mir das Leben. Ich mochte es nicht länger ertragen, sehnte mich nach Ruhe, und bat den Kalifen um meine Entlassung. Er bewilligte meine Bitte ungern, aber er bewilligte sie doch. Von den reichen Geschenken seiner Großmuth baute ich mir hier am Ufer des Tigris jenes reizende Landhaus, pflanzte diese Gärten, und erweiterte mein Karavanserai. Hier lebe ich nun schon acht Jahre in beneidenswerther Ruhe; Wohlthun und Liebe versüßen meine Tage, und von den Millionen Menschen, von welchen die stolze Residenz wimmelt, vermisse ich keinen, als den guten Kalifen, und seinen Neffen, einen liebenswürdigen, mit den herrlichsten Anlagen begabten

Jüngling. In den erſten Jahren nach meiner Flucht aus dem Getümmel der großen Welt pflegte der Kalife mich zuweilen zu beſuchen, aber nun iſt es ſchon lange her, ſeit wir einander nicht geſehen. Vermuthlich haben Krieg, Geſchäfte, Zerſtreuungen und tauſend neue Verkettungen von Umſtänden das Bild ſeines alten Freundes, wo nicht ganz aus ſeinem Herzen verwiſcht, doch mehr in den Hintergrund geſtellt. Gern verzeihe ich ihm dieſen Anſchein von Vernachläßigung, und genieße, ihn ſegnend, die Gaben ſeiner Huld. Nun ſprich, freundlicher Genius, war es Uebermuth zu glauben, daß keine Thräne des Kummers dieſe Gefilde bethaut? Gaſtfreiheit, Wohlthun, Gerechtigkeit und Freundſchaft waren die Quellen meiner Reichthümer. Ich verdoppele ihren Genuß, indem ich ſie mit dem ärmeren Bruder theilte.

Hier ſchwieg Ali, und blickte dem Geiſte mit beſcheidener Zuverſicht in's Antlitz.

Kurzſichtiger Sterblicher! ſprach der Genius, und hoher Ernſt umwölkte ſeine Stirn: der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankſt, hat zwei liebende Seelen auf ewig getrennt, ein glückliches Ehepaar höchſt elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den ſchmachvollſten Tod zubereitet.

Fünfzehn Jahre ſind nach eurer Rechnung verfloſſen, ſeit Selim zum erſten Male Fatimen ſah und liebte. Sie war ſchön und gut, Er arm und fleißig, eine vater- und mutterloſe Waiſe. Fatime wog den Werth ſeines Herzens

gegen die Reichthümer ab, deren Erbin ſie war, und ſchämte ſich ſo arm zu ſein. Sie ſchenkte Selim ihre Liebe, mehr durfte ſie nicht verſchenken, ohne Bewilligung eines Vormundes, der reich, und folglich hartherzig war. Ihr ſeid beide jung, ſprach er zu den Liebenden, und was noch weit ſchlimmer iſt, Selim iſt arm. Er gehe in die Welt, verſuche ſein Glück, erringe durch Fleiß und Redlichkeit ein anſtändiges Auskommen, und rechtfertige ſo ſeine Anſprüche auf das ſchönſte und reichſte Mädchen in Bagdad. Dann kehre er zurück in ſeine Heimath, und er ſoll mir als Fatimens Bräutigam willkommen ſein.

Frohes Muthes, und im Gefühl der Kraft, welche die Liebe verleiht, willigte Selim gern in jede Bedingung. Er baute Paläſte auf ſeinen Muth und felſenfeſte Hoffnung auf Fatimens Treue. Am Tage der zärtlichſten Trennung von dem Geliebten ſchenkte ihm Fatime einen koſtbaren Ring. Verwahre dieſes Kleinod heilig, ſprach ſie zu ihm, ſechs Jahre will ich deiner harren mit der Sehnſucht einer Braut. Kömmſt du in ſechs Jahren nicht zurück, und ſendeſt mir auch den Ring nicht, zum Beweiſe, daß du noch lebſt, und mich noch liebſt, ſo werde ich dich todt oder treulos glauben. Nach dieſer feierlichen Verabredung ſchieden die Liebenden. Selim ging nach Indien, er gewann in Bengalen den Ruf eines fleißigen und treuen Arbeiters, und mit dieſem Rufe das Zutrauen eines reichen Kaufmanns, der ihn in ſeiner Handlung von Stufe zu Stufe bis zum Theilnehmer derſelben erhob. Unermüdet arbeitete er Tag

und Nacht, Jugend und Liebe machten seine Kräfte unerschöpflich, entzückt sah er mit jedem Abend wie die Früchte seines Fleißes sich mehrten; schon näherte sich der Zeitpunkt der süßesten Wiedervereinigung, Fatime zählte die Stunden, und Selim die Minuten.

Kurz vor Ablauf der sechs Jahre, verschaffte ein Krieg des großen Moguls gegen einige aufrührerische Nabobs, dem Handlungsgeiste Selim's Gelegenheit, eine sehr vortheilhafte Spekulation zu machen, die, wenn sie glückte, ihn auf Einmal zum wohlhabenden Manne erhob. Aber dieses Geschäft mußte ihn wenigstens ein halbes Jahr länger aufhalten, und um alle Schätze des großen Moguls hätte er es nicht wagen mögen, durch Verzögerung seinen kostbarsten Schatz einzubüßen. Ja wenn Beides sich vereinigen ließe, wenn er Fatimen Nachricht von diesem Aufschub ertheilen, wenn er ihr den Ring schicken könnte, zum Beweise, daß er noch lebe, und sie noch liebe.

Gerade als er so zwischen Unentschlossenheit und Zweifel wankte, trat Sangar herein, ein junger Mann, den Selim durch Wohlthaten aus dem Staube erhoben, und ihm die Laufbahn des erwerbsamen Fleißes geöffnet hatte. Seit mehrern Jahren Busenfreunde, kannte Sangar Selim's Hoffnungen, und hatte oft mit ihm in die Zukunft geschwärmt, wenn sie an Feierabenden sich an des Ganges Ufern unter eine Palme lagerten, und Selim's glühende Einbildungskraft ihm die Reize seiner Braut malte. Ich komme, sprach er jetzt, dir noch einmal zu danken für

die mannigfaltigen Wohlthaten, durch welche du mein Herz an das deinige gekettet. Es bietet sich mir heute eine Gelegenheit dar, mein Glück für die Zukunft zu gründen. Ich reise in wichtigen Geschäften nach Persien, und obgleich Ormuzd eigentlich der Ort meiner Bestimmung ist, so werde ich doch auch Bagdad nicht vorüber gehen, wenn dir ein Gefallen dadurch geschieht.

Bagdad! rief Selim, und plötzlich schoß ihm der Gedanke durch die Seele: dein Freund wird Fatimen sehen, er wird ihr den Ring überreichen, und sie von deiner nahen Zurückkunft unterrichten. Wortreich erzählte er nun zum zwanzigsten Male seinem Vertrauten die Geschichte des Ringes, und wie sein Glück, sein Leben, an die sichere Ueberlieferung desselben gebunden sei. Gern übernahm Sangar den Auftrag, mit einem ehrlichen Händedruck schwur er feierlich, daß nur der Tod ihn abhalten solle, den Ring in Fatimens eigene Hände zu liefern. Die beiden Freunde schieden, und Selim ging ruhig seinen Geschäften nach.

Die Schwüre der Menschen, und die Mückenspuren in den lybischen Sandwüsten, verweht beide der Hauch eines Lüftchens. Als nach einer glücklich vollbrachten Reise Sangar schon die Thürme von Bagdad erblickte, da ließ er seine Knechte und Kameele langsam vorausgehen, und bog seitwärts vom Wege ab, um sich an einem Brunnen zu erquicken, der von hohen Bäumen überschattet wurde. Wie er so leisen Trittes und mit gesenktem Haupte vor sich hinschlich, stand er plötzlich vor einem wunderschönen Mäd-

chen, das auf einer Rasenbank halb lag, halb saß, und mit nassen, niedergeschlagenen Augen die Blümchen im Grase zu zählen schien. Sangar blieb eingewurzelt auf seiner Stelle und athmete kaum. Er hatte noch nie geliebt, seine Stunde war gekommen. Die Schönheit der Unbekannten, durch ihre Schwermuth noch anziehender gemacht, die Thräne in ihrem großen schwarzen Auge, der jungfräuliche halb entschleierte Busen, Alles das erregte und belebte Gefühle, die vormals unter dem Druck der Armuth schlummerten, und nachher von der Last der Geschäfte erstickt wurden. Sangar war so versunken in das Anschauen des lieblichen Mädchens, daß er Knechte und Kameele darüber vergaß, und die hereinbrechende Nacht vergessen haben würde, wenn die schöne Unbekannte nicht von ungefähr ihr Auge gegen Himmel gewandt, und bei dieser Gelegenheit den Schatten einer Gestalt unter den Bäumen gegenüber erblickt hätte. Mit einem Ach! von Schrecken ausgepreßt, sprang sie auf, schlug den Schleier über Gesicht und Busen, und eilte so schnell vom Brunnen hinweg, daß ihre Füße kaum die Spitzen des Grases berührten.

Sangar stand leblos, ohne eine andere Bewegung als die der Augen. Er sah wie das Mädchen einige hundert Schritte weit lief, bis zu einer steinernen Bank, wo eine Sklavin und zwei kostbar gekleidete Neger sie zu erwarten schienen. Dort schwang sie sich behende auf einen schneeweißen Zelter, und flog so schnell die Straße gegen Bagdad hinab, daß ihr Gefolge sie kaum einholen konnte. In wenig

Minuten war die ganze Scene aus Sangar's Augen, aber nicht aus seinem Herzen verschwunden. Unwillkürlich sank er auf die Knie vor der Rasenbank, auf welcher die von ihrer schönen Last nur leicht gedrückten Blümchen sich ungeknickt wieder empor hoben; unwillkürlich berührten seine Lippen die Spur des niedlichsten Fußes im Sande. Schon war die Dämmerung herein gebrochen, als er gedankenvoll zu seinen Knechten zurückkehrte, die bereits besorgt um ihn waren. Er zog ein in das stolze Bagdad, aber weder die schimmernden Paläste, noch die glänzend erleuchteten, und mannigfaltig ausgeschmückten Buden vermochten seine Sinne zu rühren. Träumend ließ er die Zügel seines Kameels locker hängen, gedankenlos betrat er die Herberge, und in wachen Träumen fand ihn die Morgensonne am offenen Fenster.

Vergebens schweifte er mehrere Tage in der Residenz des Kalifen umher, vergebens schielte er nach jedem Fenster, bemühte sich jeden Schleier mit seinen Blicken zu durchbohren; er sah die schöne Unbekannte nicht wieder. Dreimal wallfahrtete er zum Brunnen, aber auch da fand er sie nicht. Eben so fruchtlos war das Bestreben, ihr Bild aus seinem Herzen zu reißen. In düstere Schwermuth versunken, trieb er sich Wochen lang herum, und schob seine Reise nach Ormuzd von einem Tage zum andern auf.

Endlich behauptete die Freundschaft ihr Recht; er erinnerte sich des Auftrags, den ihm Selim ertheilt, und es fiel ihm zum ersten Male wieder bei, warum er eigentlich

nach Bagdad gekommen? er nannte Fatimens reichen Vormund, und erfuhr mit wenig Mühe seine Wohnung. Eine Menge Sklaven umringten ihn, und fragten nach seinem Begehren. Der Herr, hieß es, sei nicht zu Hause, wenn aber sein Anbringen wichtig sei, so möge er nur indessen in den Garten treten, und daselbst ein wenig verweilen.

Sangar schlenderte eine Zeit lang im Garten herum, besah eine Bildsäule, roch an eine Blume, begaffte die Blüten eines Baumes, und hatte immer nichts gesehen und nichts gerochen. Der eine Flügel des Hauses stieß an den Garten, die Fenster waren mit grünen Stäben vergittert, und der Westwind spielte mit dem leichten Flor, der hinter den Stäben wallte. Gedankenlose Neubegier trieb Sangar an eines dieser Fenster, und als der tändelnde Zephyr eben wieder den Flor ein wenig lüftete, sah er auf einen Polster hingegossen ein schlummerndes Mädchen — Gott! es war die geliebte Unbekannte! — Seine erste Empfindung war das reinste Entzücken, — die andere das fürchterlichste Entsetzen! — Denn ach! wer konnte es anders sein als Fatime, die Braut seines Wohlthäters, seines Busenfreundes.

Er floh aus dem Garten, als jage ihn ein Gespenst. Kein endlicher Geist schildert den Kampf seiner Gefühle. Hundertmal war er im Begriff der Gewalt der Leidenschaft zu unterliegen, hundertmal richteten Tugend und Dankbarkeit ihn wieder auf. In einem Augenblicke trieb ihn der Sturm der Liebe bis vor Fatimens Wohnung, er wollte zu ihren Füßen sinken, ihr Selim's Tod berichten, und um

Gegenliebe, als um das letzte Vermächtniß seines Freundes bitten; in einem andern ergriff er hastig den Ring, rannte fort, Fatimen die nahe Zurückkunft ihres Bräutigams zu verkünden, und dann sein elendes Daseyn in den Wellen des Tigris zu begraben.

So verstrich ihm langsam ein Monat unter fürchterlichen Qualen; seine Seele litt namenlose Pein, und sein Körper zehrte sich zum Schatten ab. Manchen Tag und manche Nacht lag er ohne Speise und Trank auf der Rasenbank am Brunnen, wo er Fatimen zum ersten Male sah. Sonnenglut und Regen, Hunger und Durst, Herzenskummer und Seelenqual entzündeten endlich ein schleichendes Fieber in seinem Blute; er merkte es und freute sich dessen. Müde des Lebens verschmähte er jede Hilfe, und trieb sich rastlos unter freiem Himmel in der Gegend von Bagdad herum. So kam er eines Abends vor die Pforte deines Karavanserai, und weil seine Füße ihn nicht weiter zu tragen vermochten, folgte er deiner Einladung. Das übrige ist dir bewußt. Sein erschöpfter Körper erlag endlich, er fühlte den herannahenden Tod; er fühlte ihn, und verlangte nach dir, um dir sein Geheimniß mitzutheilen, und dich zu bitten, Fatimen den Ring nebst Selim's Botschaft zu überbringen.

Du warst früh des Morgens nach Bagdad gegangen. Es mag dir entfallen seyn, daß kein Geschäft, sondern nur ein freundschaftlicher Besuch dich dahin rief. Du wußtest nicht, wie viel Elend du verhütet haben würdest, wenn du

dieſen Beſuch aufgeſchoben hätteſt. Als du zurückkamſt, vermochte Sangar nicht mehr zu ſprechen. Dreimal verſuchte er es, den Namen Fatime zu nennen, aber der Name ſtarb auf ſeiner Lippe, und ſein Geiſt entfloh.

Du wähnteſt, er habe dir den Ring aus Dankbarkeit vermacht, du freuteſt dich ſorglos eines Geſchenks, an welches eine höhere Macht das Schickſal zweier Liebenden geknüpft hatte. Die ſechs Jahre waren verfloſſen, und noch harrte die treue Fatime. Neue Liebhaber meldeten ſich, und wurden abgewieſen. Der Vormund ſchalt, die Welt ſpottete, aber Alles vergebens. Selim treulos — das konnte ſie nicht denken; Selim todt — das mochte ſie nicht glauben. Wer weiß, dachte ſie, welcher Zufall ihn länger aufhält: die Hitze in den Thälern von Abu-Schähr, die Kälte auf den vier Bergen, unwegſame Wälder und reißende Ströme, Alles das hat ſeine Rückkunft nur verzögert; er iſt vielleicht erkrankt, aber er lebt, und wenn er lebt, ſo liebt er mich noch.

So ſprach das harrende Mädchen ſich Muth und Hoffnung ein, und wenn ihre Schwermuth zuweilen obſiegte, ſo beſtieg ſie den Zelter, ritt zu dem Brunnen, wo Sangar ſie fand, blickte Stunden lang in die Ferne den Weg hinab, den Selim heraufziehen mußte, und ihr Herz klopfte ſchneller bei jedem Staubwölkchen, das in der Ferne auf der Landſtraße wirbelte. Immer vergaß ſie ſich an dieſem Plätzchen, das ſie zum Heiligthum ihrer ſchwärmenden Liebe erkoren hatte; immer war ſie taub und blind für die Gegenſtände um ſich her, und dachte wenig an ihren

Schleier, wenn er ſie hinderte, die Reiſenden auf der Straße zu beobachten. So geſchah es einſt von ungefähr, daß der Kalife ſie ſah, als er von der Jagd zurückkehrte. Ihre Reize feſſelten ihn augenblicklich. Zwar ſchwang ſie ſich eben ſo raſch als damals, bei Sangar's Erſcheinung, auf ihren Zelter und verſchwand, aber der Kalife ſandte ihr Eilboten nach, ihre Wohnung auszuſpähen, und noch am ſelbigen Abend wußte er Alles, was er wiſſen wollte. Fatimens karger Vormund wurde in den Palaſt beſchieden, der glänzende Antrag, ſein Mündel in den Harem des Beherſchers der Gläubigen zu liefern, überraſchte ihn, reiche Geſchenke verblendeten ihn, und er eilte entzückt nach Hauſe, Fatimen das Glück zu verkünden, das ihrer wartete.

Das treue Mädchen verwarf den Vorſchlag mit Abſcheu. Der Vormund nannte ſie ein albernes Kind, und drohte, ſie mit Gewalt in des Kalifen Arme zu liefern. Sie trotzte der Gewalt, und ſchwur, ſelbſt in den Mauern des Harems ihrem Selim unverbrüchlich treu zu bleiben. Er erfüllte ſeine Drohung, und ſie ihren Schwur.

Vergebens warf die glühendſte Liebe den Beherrſcher von Bagdad zu ihren Füßen; vergebens brachte jeder Tag neue koſtbare Geſchenke, neue ihr zu Ehren veranſtaltete Feſte; Bitten und Drohungen blieben fruchtlos, und Selim's keuſche Braut ungerührt. Zwar mußte ſie bekennen, der Kalife ſei ein guter achtungswerther Mann; denn wenn auch zuweilen im Taumel der Leidenſchaft ihm ein Wort von Gewalt entſchlüpfte, ſo war es doch nur ein

Wort, das nie zur That wurde; immer legte ſich der Sturm bald, und eine zärtliche Bitte um Verzeihung beſchloß jedesmal einen ſolchen Auftritt. Sie hatte Mitleid mit ihm, nach und nach verwandelte ſich das Mitleid in Freundſchaft, ſie hielt ihn ihres Vertrauens werth, und um ihm den Wahn zu benehmen, als ſei nur Er ihr verhaßt, entdeckte ſie ihm das Band, welches ſeit länger als ſechs Jahren ſie an einen andern geliebten Mann feſſelte. Sie hatte ſich in dem Kalifen nicht geirrt, er trauerte über dieſe Entdeckung, aber er ehrte die Rechte der Liebe, und bat um ihre Freundſchaft, die ſie ihm willig und herzlich zugeſtand. Die einzige Hoffnung, welche er ſich noch erlaubte, war auf Selim's Außenbleiben gegründet, das nur durch Tod oder Untreue ſich erklären ließ. Er ſuchte über dieſen Punct alle Gründe geltend zu machen, die ſchon der Vormund erſchöpft hatte, aber mit eben ſo ſchlechtem Erfolg als Jener. Wenn er ihr vorſtellte, wie unwahrſcheinlich es ſei, daß Selim nicht wenigſtens den Ring zurückgeſchickt haben ſollte, da ſo oft reiſende Kaufleute, die aus Indien nach Perſien zurückkehrten, ihm die Gelegenheit dazu darboten; ſo wußte Fatime zwar nichts erhebliches darauf zu antworten, aber ihr Herz widerſprach, und wer kann ein widerſprechendes Herz überzeugen? — Es blieb alſo dem Kalifen nichts anders übrig, als diejenige Tugend zu üben, die ſich am ſchwerſten mit der Liebe verträgt: die Geduld, er mußte ruhig abwarten, daß die Zeit den Knoten löſe.

Damals verſank dein fleißiger Nachbar unverſchuldet in Armuth, du gingſt zu dem Juwelenhändler, und verkaufteſt deinen Ring, um ihn zu retten. Der Juwelenhändler fand das Kleinod ſo auserleſen, daß er es würdig hielt, dem Kalifen anzubieten. Der Kalife kaufte es, und brachte es Fatimen zum Geſchenke. Fatime ſchrie laut auf, als ſie den Ring erblickte, und ſank ohnmächtig zu Boden. Der Kalife ſtand verſteinert. Das Mädchen erholte ſich, ſtürzte zu ſeinen Füßen, wand ſich mit Todesangſt um ſeine Knie, weinte, ſchluchzte, ſtammelte Selim's Namen — und der Beherrſcher von Bagdad errieth, daß dieſer Ring der nämliche ſei, der ſchon ſo lange, mit magiſcher Kraft der Liebe, ſeine Wünſche fruchtlos gezaubert hatte. Von dieſer ſchrecklichen Entdeckung überraſcht, riß er ſich wild von Fatimen los, verſchloß ſich drei Tage lang in ſein innerſtes Gemach, und kämpfte zwiſchen Leidenſchaft und Edelmuth. Am Morgen des vierten Tages ließ er den Juwelenhändler zu ſich entbieten. »Wo haſt du den Ring her, welchen du mir verkaufteſt?« fragte er mit zitternder Stimme. Der Juwelenhändler nannte dich. Bei dem Namen Ali ward dem Kalifen ein wenig leichter um das Herz. Ali, dachte er, iſt nicht Selim; wer weiß, durch wie manche Hände dieſer Ring ſchon gegangen; am beſten ich ſuche dem Dinge ſelbſt auf die Spur zu kommen, enthülle das Geheimniß, finde den Jüngling todt, oder des Mädchens unwerth — wo nicht — wohlan! ſo gebe ich ihn der Geliebten zurück.

Verkleidet und unbemerkt ſchlich der Kalife aus ſeinem

Palaſt. Du weißt, wie er als Pilger zu deinem Karavanſerai kam, wie er ängſtlich umher ſpähte, den gefürchteten Selim zu entdecken; wie er bebend dich fragte, von wem du den Ring erhalten? wie er entzückt bei Sangar's Grabe ſtand, weil er es für Selim's Grab hielt. Von neuer Hoffnung belebt, flog er in ſeine Reſidenz zurück, und berichtete Fatimen Selim's vermeinten Tod. Das arme Mädchen litt unausſprechlich, aber noch immer konnte und wollte ſie ſich nicht von Selim's Verluſt überzeugen. Was ſie auch für Urſachen hatte, kein Mißtrauen in den erprobten Edelmuth des Kalifen zu ſetzen, ſo flüſterte doch noch immer eine geheime Stimme, es ſei möglich, daß dieſer nämliche Ali mit ihrem geliebten Selim nur eine Perſon ausmache, und ob ſie ſich gleich keinen wahrſcheinlichen Zuſammenhang denken konnte, ſo beſtand ſie doch mit Wärme darauf, dieſen Ali ſelbſt zu ſehen. Nun wurdeſt du nach Hofe gerufen, du trateſt in das Zimmer, Fatime war in der heftigſten Bewegung, der erſte Blick auf dich überzeugte ſie, du ſeiſt nicht Selim, und doch ſuchte ſie während einer langen Pauſe noch immer den Verlornen in dir. Endlich ſagte ſie nein, er iſt es nicht, und ſprang auf, um ihre Thränen zu verbergen. — So darf ich hoffen? fragte der Kalife. — Ja, verſetzte das Mädchen zitternd und verſchwand.

Jetzt erhob der Beherrſcher der Gläubigen dich zu ſeinen Liebling, theils, wie er ſich ſelbſt überredete, um die edle That zu belohnen, durch welche du deinen armen Nach-

bar vom Verderben errettet; größtentheils aber aus Dankbarkeit und Freude, weil der Zufall dich zum Werkzeug gebrauchte, ihm Fatimens Besitz zu verschaffen: denn nur selten belohnt ein Großer dieser Erde edle Handlungen, wenn sie ihm keinen Vortheil brachten.

Noch verstrichen mehrere Monate, bis Fatimens wüthender Schmerz in stillen Kummer überging. Dann ergab sie sich dem Kalifen, aus Freundschaft, nicht aus Liebe, denn dieses Gefühl war mit Selim in ihrem Herzen erstorben. Den Tag nachher, an welchem der Kalife die leidende Fatime zur ersten Sultanin seines Harems erklärt hatte, kehrte Selim reich, froh und hoffnungsvoll nach Bagdad zurück. Er flog in die Wohnung der Geliebten und fand sie leer. Er irrte auf den Straßen umher, und das hundertzüngige Gerücht verkündete ihm sein Elend. Herabgestürzt von dem Gipfel seiner Hoffnungen wälzte er sich in dem glühenden Pfuhl der Verzweiflung. Unter lautem Kreischen stieß er auf dem Markte von Bagdad einen Dolch in seine Brust, aber auch den Tod versagte ihm das unerbittliche Schicksal. Grausam hilfreich trug ein Bürger den Blutenden in sein Haus, verpflegte und heilte ihn. Aber er heilte nur seinen Körper, der Gedanke, daß Fatime selbst durch Hoheit geblendet, ihn dem Kalifen aufgeopfert, zerrüttete seine Seele. Er wurde wahnsinnig, kam als ein Gespenst nach Indien zurück, und lebt dort an den Ufern des Ganges von den Wohlthaten eines guten Braminen. Zum Glück hat Fatime nie etwas von

ihm erfahren, ſie betrauert ihn noch heute als todt, und ſeufzt nach der Vereinigung mit ihrem Bräutigam in dem beſſern Lande der Ruhe.

So, Ali, trennte deine edle Handlung zwei liebende Seelen auf immer! aber auch der Nachbar, den du zu retten gedachteſt, iſt durch dich elend geworden. Hätteſt du ihn, den nie an Ueberfluß gewöhnten, nur der nahen drohenden Gefahr entriſſen; hätteſt du ihm nicht weit mehr gegeben, als er gerade in jenem Augenblicke bedurfte; er wäre wieder ein fleißiger Arbeiter geworden, und hätte ſich und ſeine Kinder redlich ernährt. Aber deine unbegrenzte Wohlthätigkeit machte ihn reicher, als er vor ſeinem Falle war. Er wurde übermüthig, zog nach Samarkand, vertiefte ſich in mißliche Spekulationen, wollte es dem erſten der Stadt gleich thun, ward ein Verſchwender und endlich ein Bettler. Er ſchmachtet noch heute im Kerker, ſein Weib iſt aus Gram geſtorben, und ſeine Kinder ſuchen ihr Brot vor den Thüren gutherziger Menſchen.

Während dies alles durch dich geſchah, lebteſt du ſorgenfrei und im ſtolzen Bewußtſein deines Edelmuths, im Palaſte des Kalifen. Wenn auch dann und wann feile Richter, ſtolze Pfaffen und raubſüchtige Höflinge dir das Leben verbitterten, ſo ward doch alles das dir reichlich durch die Freundſchaft deines Herrn und jenes liebenswürdigen Jünglings, ſeines Neffen, vergolten. Der letztere vertraute dir ſeine Leidenſchaft für ein Weib des Harems, welches er in den

Gärten ſeines Oheims belauſcht hatte. Du warnteſt ihn, du bebteſt vor ſeiner Gefahr, und ſprachſt von ſeinen Pflichten. Er ſchwieg und floh dich. Die Leidenſchaft hat für Gefahren nur Spott und für Pflichten kein Gedächtniß. Du glaubteſt ihn von ſeiner thörichten Liebe geheilt, er war es nicht. Das Weib das ihn verſtrickte, beſaß Schönheit und Launen, Verſtand und Eitelkeit. Der Kalife ſelbſt hatte vormals ſie ausgezeichnet, aber ſeit Fatimens mächtigere Reize ihn gefeſſelt hielten, bewohnte Mirza, ſammt allen ihren Schweſtern, den Harem nur noch der Sitte wegen, und ſah ihren Beherrſcher nie, als wenn er dann und wann im Garten, koſend mit der Geliebten, an ihr vorüberging, ohne ſie zu bemerken. — Ohne ſie einmal zu bemerken! — Dieſe Geringſchätzung konnte die ſtolze Mirza nicht verſchmerzen; ſie haßte ihre Nebenbuhlerin von ganzer Seele, und harrte mit Sehnſucht auf eine Gelegenheit ſich zu rächen. Ihr neuer Liebhaber, ein feuriger, unbeſonnener Jüngling, ſollte ihr zum Werkzeug dienen.

Die geſchwätzigen Zungen des Harems hatten ihr die Geſchichte des Ringes hinterbracht, ſie wußte, welchen Werth Fatime auf dieſes Kleinod ſetzte, und wie ſie oft in ſtiller Einſamkeit das Denkmahl ihrer Liebe mit Thränen bethaute. »Die Zeit,« ſprach Mirza, »iſt noch nicht gekommen, den verblendeten Kalifen aus ſeinem Taumel zu wecken. Wohlan, die Rache verweile indeſſen bei der Rinde des Baumes, bis es ihr einſt gelingt, auch das Mark auszuſchälen.« — Dieſem Vorſatz getreu, ſpielte

Mirza die Sprödе gegen ihren Liebhaber, erhitzte ſeine Glut immer mehr und mehr, und forderte endlich als einen Preis ihrer Gunſtbezeugungen Fatimens Ring von ihm.

Der Wahnſinn der Liebe führte den Jüngling von der Bahn der Unſchuld auf den Pfad des Laſters, vom Gedanken zur That. Er beſtach einen ſchwarzen Verſchnittenen, der die Gelegenheit wahrnahm, Fatimen das Kleinod zu ſtehlen, welches ihrem Herzen ſo theuer war. Der Preis des Verbrechens lag zu Mirza's Füßen, und den trunkenen Jüngling lohnte ſchnöde Wolluſt.

Fatime war außer ſich, als ſie ihren Verluſt gewahr wurde, ſie weinte und tobte, mit zerſtreutem Haar und todtenblaſſen Wangen drang ſie in das Gemach des Kalifen, umfaßte ſeine Knie, und beſchwor ihn, ihr den geliebten Ring wieder zu ſchaffen; ja ihr Schmerz preßte ihr einen fürchterlichen Eid ab, nie wieder das Lager des Kaliſen zu theilen, wenn er ihr Begehren nicht erfülle. — Der gute Kalife erſchrack, und Mirza frohlockte. Vergebens wurden Liſt und Strenge verſucht, Gaukler und Zeichendeuter aufgeboten, um den Dieb zu entdecken, der Ring war weg und blieb weg. Fatime ſchwamm Tag und Nacht in Thränen und hielt ihren Schwur. Der Kalife wurde mürriſch, jähzornig, und zuweilen grauſam. Sein Argwohn traf alles was ihn umringte, nur ſeinen Neffen nicht, den er für unfähig hielt, ihn ſo ſehr zu betrüben. Mirza genoß mit bitterem Lächeln die herbe Frucht ihrer Rache, und wer weiß, ob je ein Zufall ſie verrathen haben würde, wenn

es ihr selbst möglich gewesen wäre, ihre tückische Schadenfreude lange zu verbergen. Aber sie konnte sich die Wollust nicht versagen, die Geschichte einer Busenfreundin mitzutheilen; die Busenfreundin hatte wieder eine Herzensfreundin, der sie es noch denselben Abend zutrug; die Herzensfreundin hatte einen Zwerg zum Vertrauten, der wieder einen Stummen durch Zeichen davon unterrichtete; der Stumme machte den Obersten der Verschnittenen die nämlichen Zeichen vor; dieser übersetzte sie in Worte, und so hörte sie endlich das Ohr des Kalifen. Der Dieb wurde gefoltert, und bekannte, wer ihn zu dieser That verleitet. Tief gekränkt durch den Undank seines Neffen, befahl der Kalife im Jähzorn, den irregeführten Jüngling vom Thurme herab in die Haken zu werfen. Das Urtheil wurde auf der Stelle vollstreckt, Mirza eingesperrt, und Fatime erhielt ihren Ring zurück. So, Ali, hat der nämliche Ring, welchem du dein Glück verdankst, zwei liebende Seelen auf immer getrennt, ein glückliches Ehepaar höchst elend gemacht, und einem gutmüthigen Jünglinge den schmachvollsten Tod zubereitet. Dein Wahn, dieser Ring sei ein Vermächtniß der Dankbarkeit, stürzte Selim und Fatimen in endlose Leiden; dein Wahn, das Opfer dieses Ringes werde einen verarmten Nachbar beglücken, machte aus einem fleißigen Hausvater einen Verschwender; durch dich kam dies Kleinod in die Hände seiner Eigenthümerin zurück, und wurde ein Werkzeug schnöder Rache. Du bist schuldlos, das ist wahr; aber bekenne! du bist doch nur schuldlos wie der Ring selbst.

Hier schwieg der Genius. Unmuth und Verwirrung lagerten sich auf Alis Stirn. Es erfolgte eine lange Pause. Endlich hub Ali wieder schüchtern an:

»Du hast meinen schönen Traum, von Schätzen durch Tugend erworben, zerstört; auch meine Gärten sind mit Thränen bethaut, auch um meine Paläste irren die Seufzer der Unglücklichen. Doch ich besitze noch einen Schatz, den kostbarsten! ein treues, gutes Weib! dessen Liebe ich einer edlen That verdanke, dessen Herz ich keinem andern raubte, und in dessen Armen ich reich bleiben würde, wenn auch ein Blitz meine Paläste zerschmetterte, und ein Erdbeben meine Gärten verheerte. — Als ich einst an einem schönen Morgen am Ufer des Tigris lustwandelte, wurde ich plötzlich durch ein weibliches Kreischen erschreckt, das vom jenseitigen Ufer herüberschallte. Ich wandte meine Blicke dahin, und sah ein verschleiertes Mädchen, welches, die Hände ringend, mir zuwinkte, und auf einen Knaben deutete, der eben in den Fluß gefallen war. Schon verschlang ihn der Strom, begrub ihn tief in den Wellen, und nur dann und wann hob noch ein Zipfel eines Gewandes sich noch aus dem Wasser. Meine Empfindung riß mich eben so schnell mit fort, als der Strom den Knaben. Ich stürzte mich ihm nach, arbeitete mühsam gegen die Gewalt der Wellen, erreichte endlich die Beute, ergriff sie bei den Haaren, und entriß sie dem Fluß-Gott. Das Mädchen am jenseitigen Ufer dankte mir durch Zeichen. Sie schlug ihren Schleier zurück, ich erblickte eine himmlische Gestalt; sie

lächelte hold, und ich fühlte weder Kälte noch Näſſe in meinen Gliedern. Ich glaubte, der gerettete Knabe ſei mindeſtens ihr Bruder, ich irrte mich, es war ein fremdes Kind aus Bagdad und nur die Menſchlichkeit hatte dem Mädchen das Angſtgeſchrei ausgepreßt.

Ich gab ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß ich ihr näher zu kommen wünſche. Sie nickte freundlich, und deutete mit dem Finger auf ein Landhaus, das zwiſchen Olivenbäumen hervorſchimmerte. Sie ging und ſah ſich noch oft nach mir um. Ich wechſelte meine Kleider, warf mich in ein Boot, durchſchnitt den Strom, wandelte unter den Olivenbäumen, und begegnete einem ehrwürdigen Greiſe, dem Alma bereits erzählt hatte, was vorgefallen war. Er empfing mich gaſtfrei und führte mich ohne Mißtrauen zu ſeiner holden Tochter. Sie hatte ſich in einen dichten Schleier verhüllt, aber ihr reizendes Bild ſtand unverſchleiert in meinem Herzen. Ihr Geſpräch, der helle Geiſtesblick, die edle Sanftmuth ihrer Empfindungen, gab dieſem Bilde Wärme und Leben. Schon am Abend des dritten Tages wurde ich ſo kühn, ihr meine erſte Liebe zu bekennen; am Abend des dritten Tages geſtand mir Alma, mein raſcher Sprung in den Tigris habe ein bisher ungekanntes Gefühl in ihrer Bruſt erregt, mein Umgang habe ſie den Namen dieſer Empfindung kennen gelehrt; ſchüchtern ſank ſie an meinen Buſen, und ſtammelte das Wort Liebe! Zu den Füßen ihres Vaters wiederholten wir unſer Bekenntniß, in den Armen des entzückten Greiſes

ſchloſſen wir den holden Bund, der noch heute alle meine Wünſche krönt. Möge immerhin Orosmades mir die Schätze des Zufalls rauben, er laſſe mir mein gutes Weib, und ich habe nichts verloren. Eine edle That gewann mir Alma's Herz, und — gönne mir den ſüßen Glauben — daß ihr Beſitz mein Glück, und keines Menſchen Unglück ſchuf.

»Ungern,« ſo ſprach der Genius, »raube ich dir auch dieſen Wahn. Der Knabe, welchen du aus den Fluten des Tigris errettet, wurde ein Vatermörder.«

»Aber mein Weib?« rief Ali haſtig.

»Nun ja, dein Weib,« verſetzte der Genius. »Wie magſt du glauben, dies holde ſanfte Geſchöpf habe nur dich allein beglücken können? ſchon mancher biedere Jüngling trachtete nach ihrem Beſitz, und nährte Hoffnungen, welche dein Erſcheinen vernichtete. Ohne deinen raſchen Sprung in den Tigris würde Alma die Gattin des edlen Mahmud's geworden ſein, der jetzt an der Seite eines zänkiſchen Weibes, ein bitteres Daſein tropfenweiſe verſchluckt; oder ſie würde die treue Liebe des biedern Haſſan belohnt haben, der als er ihren Verluſt erfuhr, feierlich gelobte, ſein Leben in trüber Einſamkeit zu verweinen. Er weint noch in der Wüſte, keine Gattin trocknet ſeine Thränen, kein Sohn wird ihm die Augen zudrücken. Ein gutes Weib iſt eine ſüße Frucht, die kein Wanderer pflücken kann, ohne den ermatteten Pilger, der vielleicht wenige Schritte hinter ihm ging, ein Labſal zu rauben. Lechzend wirft dieſer ſich

unter den Baum, und beneidet den Glücklichen, den der Zufall früher herbei führte.»

»Guter Gott!» sprach Ali, »so ist denn alles, was mein Herz beglückt, auf Kosten meiner Brüder mir verliehen? nur ihr nicht holde Knaben, die mir Alma geboren! nur das Lächeln eurer Unschuld gewährt mir süße Freuden, die kein Gedanke an fremdes Elend verbittert.»

»Weh mir!» rief der Geist, daß ich dem unerbittlichen Schicksal gehorchen, und auch diesen letzten Trost dir grausam entreißen muß. Diese Knaben, auf deren Wange frohe Unschuld lächelt, werden einst ganz Persien in Flammen setzen. Ha! ich schaue in die enthüllte Zukunft! Aus ihren Lenden entspringen die Shachs von Karasm, welche den Umsturz der Seljuk'schen Dynastie von Iran befördern werden. Einer deiner Enkel, Namens Atsiz, wird sich dreimal gegen den großmüthigen Sultan Sanjar empören, und endlich seinen Wohlthäter durch fressenden Gram langsam ermorden.»

Der Genius schwieg. Ali verhüllte sein Antlitz und krümmte sich schluchzend in den Staub. Als er den thränenschweren Blick wieder empor hob, sah er in der Ferne das feierliche Gepränge der strafenden Gerechtigkeit; ein Missethäter wurde zum Tode geführt. »Ach!» rief er aus, »du hast mein Herz zermalmt! du hast mich von dem Gipfel meiner frohen Täuschungen so tief herabgestürzt, daß ich fast wünschen möchte, an der Stelle jenes Verworfenen zu sein, der in wenig Augenblicken den Tod leiden

wird, um das Gaukelspiel dieses Lebens auf immer zu vergessen!»

»Warum,» fragte der Genius, »warum nennst du jenen Unglücklichen einen Verworfenen?»

»Hat er nicht,» versetzte Ali, »eine arme Witwe bestohlen? ein unschuldiges Mädchen verführt? und einen Freund ermordet?

»Wahr!» sagte der Geist, »er ist ein großer Bösewicht, und mit Recht hältst du ihn für elend, wenn du von seiner innern Ruhe und Zufriedenheit sprichst. Er würde selbst auf einem Throne arm an echter Freude bleiben. Aber du irrst wenn du glaubst, er habe durch sein Verbrechen Unglückliche gemacht. Die arme Witwe, die er bestahl, brachte ihre Klagen vor den Kadi, einen redlichen jungen Mann. Er sah sie öfter, ihre Reize, ihre Thränen und ihr Verstand gewannen sein Herz, er wählte sie zu seiner Gattin, und beide haben noch nie die glückliche Wahl bereut. — Das Mädchen, das jener Bösewicht verführte, war eine eitle leichtsinnige Dirne; durch ihr Unglück wurde sie gebessert, und führte ein stilles eingezogenes Leben. Ein biederer Kaufmann bot ihr seine Hand an, die sie standhaft ausschlug. Er ließ nicht nach, sie mit sanften Bitten zu bestürmen, um die Ursache ihrer Weigerung zu erfahren. Sie gestand ihm endlich, sie sei seiner nicht werth. Dies Bekenntniß mehrte seine Achtung, und vertilgte seine Liebe nicht. Ihr beruhigtes Gewissen erlaubte endlich ihrem Herzen dem süßen Hange zu folgen, sie ward Gattin, Mutter,

und eine treue fleißige Hausfrau! — Der Freund, den jener Miſſethäter ermordete, war trunken. Mit einer Fackel in der Hand taumelte er nach ſeiner Wohnung. Wäre er nicht durch den Dolch dieſes Menſchen gefallen, ſo würde er in der Trunkenheit ſein Haus angezündet, halb Bagdad in die Aſche gelegt, und einige hundert Familien in's Elend geſtürzt haben.

So, Ali, ſchlingt eine unendliche Kette ſich in zahlloſen Krümmungen durch einander, und kein ſterbliches Auge vermag dieſen Krümmungen nachzuſpüren. So ſtrebt ein Jeder nach Glück auf Koſten ſeines Bruders, der vielleicht fern von ihm ſteht, den er vielleicht nie ſah, und deſſen Schickſal er am wenigſten mit dem Seinigen verwebt glaubte. Kein Waſſerträger, an dem du vorübergehſt, iſt unbedeutend für dich. Selbſt dieſes Vorübergehen beſtimmte vielleicht eine Reihe von Begebenheiten, deren erſter Faden deinen kurzſichtigen Blicken verborgen bleibt. Es hat noch nie ein Menſch auf der Welt gelächelt, ohne daß ein Anderer Thränen darüber vergoſſen hätte, und eben ſo umgekehrt. D'rum enthalte dich des Uebermuths. Du biſt ein guter Menſch, aber dabei gewinnt Niemand als du ſelbſt; denn ein guter Menſch thut nicht mehr Gutes in der Welt als ein böſer; beide liefern nur Sandkörner zu dem großen Bau des Weltalls, deſſen Plan allein Gott umfaßt! Freue dich deiner Zufriedenheit, deiner Gewiſſensruhe, deines edlen Bewußtſeins, denn du, und nur du allein, würdeſt ohne dieſe nicht glücklich ſein. Aber vergiß nie, daß

du nur ein Werkzeug in der Hand des Schicksals bist; danke dem Schöpfer, daß er dich zu einem kleinen Rade in dem großen Uhrwerke schuf, und nicht zu einem Stäubchen bestimmte, um ein solches Rad dann und wann aufzuhalten. Der Tod knetet alle geschaffene Wesen wieder in eine Masse zusammen, und nach Jahrtausenden schwebt nicht einmal mehr eine leise Erinnerung über den Chaos, dessen losgerissene Stäubchen einst zu bestimmen wagten, was gut oder böse sei.

Hier verschwand der Genius. Trübsinnig schlich Ali zurück in den Palast, schloß bebend seine Gattin in die Arme und blickte mit Wehmuth auf seine Knaben. Großer Orosmades! rief er mit gefalteten Händen, wie weise bist du, daß du einen dichten Schleier über die Vergangenheit und Zukunft warfst. Welches Geschöpf auf Erden würde sich noch freuen, wenn es in jedem Augenblicke das Elend gewahr würde, das auch die schuldloseste Freude einem Dritten bereitet! —

Eine Jugendgeschichte des Verfassers.

Ich bin von der Wahrheit, daß Kleinigkeiten, die völlig unbedeutend scheinen, oft einen mächtigen Einfluß auf unser ganzes Schicksal haben, so innig durchdrungen, daß ich mich nicht enthalten kann, eine Anekdote aus meinen Kin-

terjahren zu erzählen, welche mich höchſt wahrſcheinlich aus einem halben Geizhals zu einem halben Verſchwender umgeſchaffen hat.

Ich wohnte nebſt meiner Mutter in Weimar in dem ſogenannten gelben Schloſſe, ich war, wo ich nicht irre, neun oder zehn Jahre alt. Meine Mutter ſchenkte mir wöchentlich einige Groſchen zu Näſchereien. Dieſe ſammelte ich ſorgfältig in einem grün ſeidenen Beutel, der bald mein Abgott wurde. Nie kam der Beutel aus meiner Taſche, nur des Abends nahm ich ihn heraus, um ihn unter meinem Kopfkiſſen zu verwahren. Am Tage war er mein einziges Spielwerk, und beſonders gern brauchte ich ihn zum Ballen; wo ich ging und ſtand, warf ich ihn in die Luft oder an die Wand, und fing ihn wieder.

Als mein kleiner Schatz bereits zu einigen Thalern angewachſen war, ſtieg ich eines Tages die Treppe hinauf bis in die obere Etage. Die Treppe des gelben Schloſſes iſt ſo in's Viereck gebaut, daß, wenn man ganz oben ſteht, man bis herunter in den Keller ſehen kann. Ich ſpielte nach meiner Gewohnheit Ball mit dem geliebten Beutel, er fiel, und fiel durch alle drei Etagen durch herab in den Keller. So kam es mir wenigſtens vor; es kann aber auch ſein, daß er auf irgend einer Stufe liegen geblieben, und ein eben Vorübergehender ihn ſogleich aufgehoben hat; denn trotz meines ſorgfältigen Suchens fand ich ihn nie wieder. Von dem Augenblicke dieſes Verluſtes an — gute Nacht alles Sammeln und Sparen! die Groſchen wurden ver-

naſcht in der nämlichen Stunde, da ich ſie erhielt. Der Hang zum Geiz war verſchwunden, und hat mich, Gott ſei Dank! nie wieder gequält.

Wer mag die Folgen dieſer unbedeutend ſcheinenden Begebenheit berechnen? Was wäre aus mir geworden, wenn ich den Beutel nicht verloren hätte? und welchen Einfluß hat die unvermuthete Wendung meines Charakters wieder auf das Schickſal von hundert andern Menſchen gehabt? — Ferner: wer fand den Beutel? oder wer wird ihn noch einſt finden? leicht möglich, daß ein Menſch Beſitzer davon wurde, oder werden wird, dem einige Thaler in dem Augenblicke ſehr wichtig ſind. Kurz! welcher Prophet entwickelt mir den Knoten zahlloſer Begebenheiten, welche ganz gewiß durch das Fallen meines Beutels bewirkt wurden? —

Hingeworfene Gedanken,

welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutſche Pantheon, und die in Girtanner's Journal darüber enthaltenen Aufſätze entſtanden ſind.

Graf Soden ſchlägt vor: im Mittelpunkt von Deutſchland einen Saal zu erbauen, oder zu miethen — (um's Himmelswillen nicht miethen!) wo die Büſten und Werke ſolcher Männer aufgeſtellt werden ſollen, welche Talent und Tugend in ſich vereinigt haben. Die Koſten zu dieſem

Unternehmen sollen die patriotischen Deutschen durch Subskription zusammen bringen. Ob man würdig sei, in das Pantheon aufgenommen zu werden, soll ein sogenannter Areopag beurtheilen, der aus achtzehn verdienstvollen Männern besteht. Warum gerade achtzehn? weil jeder deutsche Kreis zwei Subjekte dazu liefern soll, und weil der deutschen Kreise neune sind. Den ersten Areopag will Hr. v. Soden selbst ernennen, mit Beihilfe Herrn Girtanner's, dessen Bescheidenheit sich aber diese Ehre verbeten hat.

Ich gebe zu, daß dieser Gedanke ein schönes, erhabenes Spielwerk ist, aber ich finde auch, daß die Einwendungen, welche man dagegen gemacht hat, sehr gegründet sind. Der deutsche Patriotismus ist ein armer Wicht, der sich gar zu gern Freibillets ausbittet, wenn er in's Schauspiel gehen will; ein fleißiger Leser, der sich aber nur für Lesebibliotheken abonnirt, und nie selbst Bücher kauft; er gleicht jenem drolligen Menschen, der auf eine Sache, die er behauptete, wohl schwören, aber nicht wetten wollte. Ich bin ein deutscher Mann, ein deutsches Weib, war vor einigen Jahren Modeausdruck, weil es hübsch klingt und nichts kostet. So lange der deutsche Buchhändler es für ein Glück halten muß, von einem beliebten Werke in mehreren Jahren dreitausend Exemplare abzusetzen, indessen der Franzose und Engländer in Einer Woche zwanzigtausend verkaufen; so lange ist die Anzahl derjenigen unter uns, die Sinn und Geschmack für Geisteswerke haben, gewiß noch sehr klein. Lesen wollen sie Alle, aber

kaufen mag keiner. Die Idee eines deutſchen Pantheons loben, und, wenn es zu Stande kommt, es neugierig beſchauen, das wollen ſie Alle, aber dazu beitragen wird Keiner. So habe ich, ſo weit ich hören konnte, nicht eine einzige Stimme vernommen, die Groſſmann's Beſtreben, unſerm Leſſing ein Denkmahl zu errichten, nicht geprieſen hätte; aber wo bleibt das Denkmahl? Die Verehrer Leſſing's ſchwören, es ſei eine ſchöne, patriotiſche Idee, ſie ſchwören es mit der Weinflaſche in der Hand, für welche ſie ſo eben den Gulden zahlten, den ſie zu ihrem Beitrage beſtimmt hatten. So iſt es auch mit Sulzer's Denkmahl ergangen, und ſo wird es immer gehen, ſo oft man von den Deutſchen mehr als kahle, unfruchtbare Bewunderung verlangt. Das macht, der kalte Deutſche iſt keines Enthuſiasmus fähig, er lächelt jeder Ueberſpannung, wie er es nennt: er blickt auf die Enthuſiaſten mitleidig wie auf Kinder herab; er friert zwar nicht, wo der Franzoſe in Flammen geräth, aber er hat höchſtens warm.

Folglich ſtürzt ſchon durch die Unmöglichkeit, die Koſten aufzubringen, der ſchöne Saal des Grafen Soden zuſammen. Er wird ihn weder bauen noch miethen. Aber wenn er nun wirklich ſchon da ſtünde; wenn die Schatten der großen Männer, deren Büſten ihn zieren ſollen, bereits unter der korinthiſchen Säulenordnung wandelten; wer unter ihnen iſt wahlfähig? und wer ſoll die Wahl beſtimmen? nur Talent und Tugend, ſagt Hr. v. Soden, geben Anſprüche auf die Ehre des Pantheons. Aber was iſt Talent?

was ist Tugend? und wenn auch das Erstere allgemein anerkannt würde, wer vermag die Letztere zu würdigen? Wie mancher stiehlt die öffentliche Achtung, der nur eben so ehrlich war, daß er nichts that, um gehangen zu werden! Wie mancher Anderer wird verleumdet und verfolgt, dessen Herz und Beutel jedem Unglücklichen offen stehen! Wer soll die Nachrichten zu den Biographien derer liefern, die auf die Wahl kommen? Will man sie von Freunden oder Feinden sammeln? Beide sind parteiisch. Will man dem öffentlichen Gerüchte trauen? es ist eine Wolke, die freilich Jedermann sieht, die aber alle Augenblicke ihre Gestalt verändert, und aus der man unmöglich errathen kann, ob die Spitze des Berges, den sie verhüllt, Cedern trägt oder in Schnee begraben ist. Will man die Unparteiischen fragen? wo sind sie? es gibt keine. Jeder Mensch auf der Welt nimmt Partei für oder wider eine Sache; wenn er auch gleich den Gründen, die ihn bestimmen, nicht nachspüren kann oder mag; so täuscht er sich doch selbst, wenn er glaubt, er handle blos nach Ueberzeugung seiner Vernunft. Die Leidenschaften sind zu genau mit unserm Dasein verwebt, die Eigenliebe hält uns an Millionen Fäden gefangen, und wirkt auf alles, was wir sagen oder thun.

Freilich glaubt man diesem Einwurf vorzubeugen, wenn man einen Zeitraum von hundert Jahren bestimmt, um den Lebenslauf eines berühmten Mannes zu würdigen; dann soll Jeder auftreten, der etwas gegen ihn zu erinnern hat; aber wird das den Areopag vor Mißgrif-

fen ſicher ſtellen? wird er nicht dennoch verführt werden, manchen Würdigen auszuſchließen, und manchen Unwürdigen mit Lorbeern zu krönen? Geſetzt, ein Mitglied des Publikums ſcharre nach hundert Jahren irgend eine unedle That aus dem Staube eines berühmten Mannes hervor, und melde ſie pflichtſchuldigſt dem Areopag, gibt es denn nicht hundert Fälle, wo eine ſcheinbar böſe Handlung die edelſten Bewegungsgründe hatte? wer kann nach hundert Jahren ſie mit allen ihren Anläſſen und Motiven aufſtellen? dürfen wir doch kaum ſo kühn ſein, den Stab über das zu brechen, was geſtern geſchah. — Nein! die Tugend zu würdigen gebührt nur dem großen Baumeiſter des ewigen Pantheons, der hoffentlich mehr thun als Büſten aufſtellen wird.

Eine andere auffallende Inconvenienz bei einer ſolchen öffentlichen Befragung und Beantwortung ergibt ſich in Rückſicht auf die Nachgebliebenen des Schatten, der jetzt vor dem ſtrengen Minos ſteht. Der Mann ſelbſt iſt freilich todt, aber ſeine Enkel leben vermuthlich noch. Wer mag gern von ſeinem Großvater verkleinliche Dinge erzählen hören? wer wird das leiden? und wenn nun der Kandidat von der Ehre des Pantheons ausgeſchloſſen wird, beſtraft man dadurch nicht ſeine Enkel? heißt das nicht den zügelloſen Frankreichern in Lyon nachahmen, die, wenn ſie die zum Tode Verurtheilten nicht finden konnten, die nächſten Verwandten ſtatt ihrer hinrichteten? — zu geſchweigen, daß eben dieſe Enkel gewiß auch Feinde oder

Freunde haben werden, die, um ihnen zu gefallen, oder um sie zu kränken, das Leben ihres Großvaters verschönern oder verschwärzen werden.

Da es also unmöglich ist, den Werth eines Mannes weder heute, noch morgen, noch nach hundert Jahren zu schätzen, so bliebe für das Pantheon nichts übrig als sein Talent, und da entsteht abermals die wichtige Frage: wer soll das Talent beurtheilen? Ich fürchte, wenn das ganze Publikum zu Rathe gezogen wird, die Stimmen werden eben so getheilt sein, wie bei der Tugend. Herr von Soden hat das vorausgesehen, und daher die Wahl der Beurtheilungskraft von achtzehn verdienstvollen Männern überlassen. Aber wer sind diese Männer? — Der Herr Graf wählt sie selbst. — Und wenn es nun Leute gibt, die dagegen protestiren? wenn zum Beispiel Einer auftritt und sagt: »ich lasse den Verdiensten des Dichters Soden alle Gerechtigkeit widerfahren, er besitzt eine blühende Einbildungskraft, eine schöne Diction u. s. w.; aber unmöglich kann er billigerweise verlangen, daß ich mir von ihm einen Areopag soll aufdringen lassen, ohne dessen Stempel es mir nicht erlaubt sein soll, irgend ein Werk des Genies zu bewundern, und den Verfasser desselben für pantheonsfähig zu halten. Solche Freiheiten nimmt sich nur die Literaturzeitung. Hr. v. Soden hat mein Zutrauen zu ihm bereits dadurch geschwächt, daß er unter den ersten Büsten, mit welchen er sein Pantheon einzuweihen gedenkt, nicht einmal Wieland's Büste zählt. — Und wo will er seine Areopagiten

hernehmen? — Aus den neun Kreisen, und zwar aus jedem Kreise zwei. Heißt das nicht achtzehn reife Früchte von neun Bäumen pflücken wollen? und zwar von jedem Baume zwei? da doch dieser Baum vielleicht mit lauter reifen Früchten prangt, und der andere hingegen gerade keine einzige trägt. Gibt es denn nicht etwa Kreise in Deutschland, wo Christus den Fluch über den Feigenbaum aussprach?"

Was könnte Hr. v. Soden darauf antworten? was könnte er antworten, wenn ein Mitglied der Reichsritterschaft hinzusetzte: was haben wir denn verbrochen, daß unsere Stimmen ausgeschlossen sein sollen? Auch die Bewohner der Ostseeküsten, die Esth- und Liefländer, die recht gut deutsch verstehen, könnten ihren Antheil reclamiren, aber glücklicherweise ist keiner unter ihnen, der auf die Ehre des Pantheon, oder die Stelle eines Areopagiten Anspruch macht.

Gesetzt nun aber auch, der erste Areopag sei ohne Widerspruch erwählt, wie soll er sich fortpflanzen? wie seine abgehenden Mitglieder ersetzen? das überläßt Hr. v. Soden ihm selbst, er soll sich durch eigene Wahl ergänzen. Ach! da wird wieder gewaltig viel Menschliches mit unterlaufen, und ich fürchte, es wird in diesem Konklave mehr kabalirt werden, als bei einer Pabstwahl. Das Resultat von alle dem möchte wohl sein: die Idee des Hrn. v. Soden ist und bleibt eine liebliche Chimäre, die wohl der Kopf eines Dichters ausbrüten konnte, die aber nie vom deutschen Patriotismus groß gezogen werden wird.

Ich habe auch einmal vor neun Jahren einen ähnlichen Einfall gehabt, ich ſah aber die Schwierigkeiten bald ein, und vergrub das, was ich damals darüber ſchrieb, unter meinen Papieren. Es traf ſich nämlich, wie ſich das ſehr oft in der Welt trifft, daß ich irgendwo einen Dummkopf ſah, der ein Kreuzchen im Knopfloch trug. Hm! dachte ich, es iſt doch ärgerlich, daß dieſer Menſch mit einem Orden prangt, weil er den Speichel der Großen leckte, und ihnen Dirnen verkuppelte, indeſſen die größten Genies und Schriftſteller, die einen Glanz auf ihre Nation zurückſtrahlen, kein anderes Kreuz tragen, als vielleicht ein Hauskreuz, welches ſie nicht öffentlich zeigen dürfen. Zwar weiß ich recht gut, daß dem verdienſtvollen Manne wenig an ſolchem Flitterſtaat gelegen iſt, und daß z. B. der Sänger Oberons, oder der Dichter des Don Carlos auch ohne Band oder Stern der Stolz der Deutſchen ſein und bleiben werden; aber das Nämliche gilt von jedem großen Manne, der einen Orden trägt, und auf dieſe Weiſe müßte gar kein Orden getragen werden. So ein Kreuzchen im Knopfloch ſchafft doch immer allerlei Nutzen, wäre es auch nur der, daß die Schildwachen bei öffentlichen Feierlichkeiten dem Herrn Ritter ſchneller Platz machen, oder die Poſtmeiſter ihm auf Reiſen höflicher begegnen. Da nun Gelehrte auch Schauſpiele beſuchen, und auch auf Reiſen gehen, ſo ſehe ich gar nicht ab, warum ſie den wohlverdienten Vorzug entbehren ſollen? indeſſen jener elende Kammerjunker ſich ſehr übel verdient damit brüſtet. Man hat Orden für das

militärische Verdienst errichtet, für die Kunst, die Menschen durch Kanonenkugeln in die andere Welt zu schicken, warum nicht auch für das größere Verdienst, sie in dieser Welt glücklich zu machen? Ich weiß wohl, daß die Kaiserin von Rußland zuweilen ihr Wlodimerkreuz, und der König von Schweden seinen Wasaorden an würdige deutsche Gelehrte schenkt: aber in Deutschland hat noch kein Fürst deutsches Verdienst so öffentlich anerkannt. Und warum muß es denn auch gerade ein Fürst sein, aus dessen Händen der Gelehrte den Orden empfängt? kann der Fürst seine Werke beurtheilen? unter hunderten kaum Einer. Welche Ehre ist es denn, von einem Manne ausgezeichnet zu werden, der dem Berichte seiner Minister trauen muß? würde nicht Lessing lieber aus Engels Munde gehört haben, daß seine Emilia Galotti ein Meisterwerk sei, als aus dem Munde des Königs von Preußen? wäre es denn also nicht schicklicher und ruhmvoller, wenn wahres Verdienst nur durch den Kenner belohnt würde? durch einen Mann oder durch Männer, die in der nämlichen Gattung des Verdienstes bereits sich auf die höchste Stufe geschwungen?

Mein Vorschlag wäre also folgender gewesen: — (man vergesse nicht, daß ich Alles das vor neun Jahren träumte) — Es werden für Philosophie, Dichtkunst u. s. w., für jede Klasse insbesondere, drei Richter erwählt, die, alle zusammengenommen, das Kapitel ausmachen. Die Richter einer jeden Klasse stellen dem Kapitel die Ordenskandidaten vor, die sie, nach gewissenhafter Beprüfung, für ordensfähig

halten. Das Kapitel bestätigt die Wahl und sendet dem neuen Ritter das Ordenszeichen, von einem schmeichelhaften Briefe begleitet. Damit es aber diesem Orden nicht ergehe, wie manchem Andern, den hochtrabende Inschriften nur dem Verdienst bestimmen, und den doch ganze Herden von Schafen oder Wölfen tragen; so müssen, die Richter selbst ungerechnet, nicht mehr als drei Ritter in jeder Klasse ernannt werden. Wenn zum Beispiel in der Klasse der Dichtkunst Wieland, Gleim und Klopstock Richter wären, so würden sie vielleicht zu den drei ersten Rittern Schiller, Bürger und Blumauer ernennen; dann müßte aber erst einer von diesen sterben, ehe ein anderer gewählt werden könnte. Der Orden würde also nie profanirt, nie verschleudert werden; er würde dem Publikum so selten unter die Augen kommen, daß die Gewohnheit nicht im Stande wäre, den Eindruck zu schwächen, den sein Anblick hervorbringen würde. Dem gemeinen Mann, der sich vor jedem Kreuzchen im Knopfloch blindlings bückt, gilt es gleich viel, ob die größten Genies oder die größten Monarchen auf der Welt den Orden verliehen haben; aber man denke sich die Wirkung, die es auf gebildetere Seelen nothwendig machen muß. Mir begegnet der Eingangs erwähnte elende Mensch, der einen Orden erschlichen hat, mit verächtlichen Blicken gehe ich an ihm vorüber, und seufze, daß der Monarch nicht so viele Augen als Brillanten zählt. Aber ein paar Schritte weiter hin begegnet mir ein Mann mit dem Orden des Genies, ein Mann, den Wieland,

Gleim und Klopstock für den Nächsten nach sich erkannten *) — o wie schnell greife ich nach meinem Hute! wie ehrfurchtsvoll mache ich ihm Platz! wie neugierig staune ich ihn an, und wenn ich darf, so dränge ich mich zu ihm, und freue mich des edlen Deutschen. Welcher Kaiser oder König kann durch sein Band und Stern eine ähnliche Empfindung in mir erregen?

Wahr ist's, der Orden für militärisches Verdienst erweckt Bewunderung, weil er mit Gefahr des Lebens errungen, und gewöhnlich nur Würdigen ertheilt wird. Aber der Orden des Genies erweckt Bewunderung und Liebe zugleich. Bei jenem läßt sich doch noch immer ein leiser Zweifel aufwerfen, denn ich kenne Offiziere (obgleich nicht in Europa), die während der Schlacht hinter einem Steine gesessen, und doch den Orden erhalten haben; bei diesem hingegen ist das ganze Publikum Oberrichter, und wenn es also auch möglich wäre, daß die Richter durch Parteilichkeit angefochten würden, so würden sie doch immer, aus Furcht vor dem Oberrichter, und um ihrer eigenen Ehre willen, die Wahl so einrichten, daß Welt und Nachwelt sie billigen könnten. Wenn ich also einen Mann mit

*) La baguette, propre à decouvrir la mérite, ne tourne, et ne doit réellement tourner, qu'entre les mains des gens d'esprit, parcequ'il n'y a que le Lapidaire, qui se connoisse en diamans, et que l'esprit qui sente l'esprit. Helvetius de l'esprit.

dem Ordenskreuze des Genies sehe, so bücke ich mich gern, denn ich bin sicher, daß er ein verdienstvoller Mann ist.

Aber wer soll die Ersten Richter wählen? — Das ist eine Schwierigkeit, die ich nicht zu lösen weiß. Man könnte sich freilich bald helfen, wenn man die Wahl den Herren Rezensenten der Literaturzeitung überließe, welche denn billigerweise sich selbst wählen würden, da es keine größere Kenner jeder Gattung von Verdiensten gibt, als sie. Da aber diese Herren die gelehrte Welt für ein venetianisches Karneval halten, und nicht anders als maskirt herumgehen, um Kronen oder Dolchstiche auszutheilen, uns hingegen mit einem namenlosen Ordenskapitel nicht gedient wäre; so müßte man wohl auf andere Mittel denken. Ich würde vorschlagen, daß jeder Mann von Geschmack und Kenntnissen seine Stimme gebe, er möchte übrigens Schriftsteller sein oder nicht; um aber auf den Titel eines Solchen Anspruch machen zu können, müßte er wenigstens alle die vorzüglichen Schriften derjenigen Klasse gelesen haben, zu welcher er stimmen will. — Und welches sind die vorzüglichsten Schriften einer jeden Klasse? — Da stoßen wir wieder auf eine neue Klippe, und wenn wir nicht abermals die Literaturzeitung für einen kompetenten Richter anerkennen wollen (welches doch wahrlich keinem gewissenhaften Manne möglich ist), so sind wir nicht weiter als vorher.

Es gibt freilich noch mehrere Mittel, die Leute von Geschmack und Kenntnissen in jeder Stadt zu unterscheiden. Man darf zum Beispiel nur fragen: wer die meisten Feinde

und Verfolger hat? — Der, dessen Namen man euch nennt, ist gewiß ein sehr gescheiter Mann. Ferner: Jeder, der auf seine Ehre versichern kann, daß er in großen Gesellschaften Langeweile hat; daß Kartenspielen nicht sein Handwerk ist; daß er täglich wenigstens ein paar Stunden mit Lesen zubringt; daß Oberon ihn in Entzücken versetzt, Schiller ihm einen Schauer abjagt, und Iffland ihm Thränen entlockt; Jeder, der das ehrlich betheuren kann, ist würdig, seine Stimme für die Klasse der Dichtkunst zu geben.

Doch es ist überhaupt nicht meine Sache, meinen Traum so auszubilden, daß mehr als ein Traum daraus würde. Genug, wenn ich die Möglichkeit der Ausführung zeige. Ist einmal das erste Ordenskapitel erwählt, so ist die Ergänzung desselben in der Folge leicht. Denn stirbt Einer der Richter, so rückt sogleich der älteste Ritter an seine Stelle.

Ob es übrigens nöthig sein möchte, die Stiftung des Ordens (doch nur Ein für Allemal) von Kaiser und Reich bestätigen zu lassen, wage ich nicht zu bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß bei Ernennung einzelner Ritter Kaiser und Reich durchaus von jeder Mitwirkung ausgeschlossen sein müßten. Die Bestätigung der Stiftung selbst hingegen könnte wohl unter keinem schicklichen Vorwand abgeschlagen werden.

Zum Ordenszeichen würde ich ein emaillirtes Kreuz vorschlagen, in dessen Mitte eine Minerva thront. Da die Erben des verstorbenen Ritters ein solches Kreuz immer wieder zurückgeben müßten, so würde folglich die ganze

Stiftung mit wenigen oder gar keinen Kosten verknüpft sein, und ein Haupthinderniß, welches dem deutschen Pantheon im Wege steht, fällt bei dem Orden des Genies ganz weg.

So weit mein Traum. Ich erwache und lächle. — Freilich habe ich nur für ehrenvolle Auszeichnung des Genies in diesem kurzen Pilgerleben geträumt, indessen der Herr Graf von Soden ihm die Unsterblichkeit erträumen wollte. Es kommt aber beides auf Eins heraus, denn weder sein noch mein Traum werden jemals in Erfüllung gehen.

Das Schaf und der Bullenbeißer.

»Warum« — so klagte Matz, ein ehrlicher Hammel, der auf dem Hofe herum lief, und den Kindern zum Spielen diente, »warum schmeichelt Jedermann dem großen garstigen Murqui, der alle Menschen anschnarcht, auch wohl gar beißt, indessen ich durch mein sanftes unschuldiges bäh! bäh! Jedermann willkommen heiße, und dennoch sehen muß, daß man achtlos an mir vorübergeht? Warum geben die Küchenjungen dem bösen Murqui Alles was abfällt? und den guten Matz lassen sie hungern. Doch hat ein Jeder mich lieb, und ich verdiene es auch, denn ich bin so fromm, daß ich sogar die Kinder auf mir reiten lasse.«

Eben deswegen, brummte der Hauskater. Wenn du

nach dieſem Geſtändniß noch fragen kannſt, warum Murqui mehr gilt als du? ſo frägſt du wie ein Schaf. Ei, mein lieber Matz, Murqui kann beißen und du nicht.

O daß nur unter Hund und Schaf
Wir dieſe Art zu handeln übten!
Was thut man nicht für den Gefürchteten!
Doch was für den Geliebten?

So liebt kein Mann!

(Eine wahre Geſchichte.)

Im Sommer des Jahres 1788 reiſte eine junge Dame durch W**, welche ſchön iſt wie ein Maitag, und mit Sapphos Geiſt das Herz einer Chelonis verbindet. Wer erkennt in dieſem Bilde nicht die Gräfin P**?—

»Stolzer Maler! die Gräfin P** erreicht dein Pinſel nicht.«

Wohlgeſprochen! ehrlicher Mann, der mir das zurief. Nein, dies holde Geſchöpf — ſo muß ich ſie nennen, um nicht zu vergeſſen, daß ſie eine Sterbliche iſt — dies holde Geſchöpf erreicht mein Pinſel nicht. Weg mit Sappho und Chelonis! wir wollen uns allein an den Maitag halten. So freundlich als ein ſchöner Maitag iſt die Gräfin, ſo verbreitet ſie ſanfte Wärme um ſich her, ſo lockt ſie Blüten und Blumen ſelbſt aus dem unfruchtbaren Boden, auf dem

sie wandelt. Ich hätte sagen können: sie hat Verstand wie ein Engel; aber das ist eine Albernheit, die schon oft wiederholt wurde, denn ich erinnere mich keines einzigen Beispiels, wo die Engel einen ausgezeichneten Verstand bewiesen hätten. Schön wie ein Engel, mag ich auch nicht sagen, denn von Angesicht zu Angesicht habe ich keinen gesehen, und die gemalten bausbackichten Knaben würden kaum verdienen, der Gräfin die Schleppe nachzutragen, wenn sie eine Schleppe hätte. Ach! der Dichter martert sich vergebens, es dem glücklicheren Maler gleich zu thun. Ramberg oder Graaf könnten die Gestalt euch hinzaubern, aber kein Wieland und kein Schiller malt die schöne Seele. Man muß Zeuge ihres Edelmuths gewesen sein; man muß selbst die Thräne des Mitleids in ihren großen blauen Augen haben schwimmen sehen; man muß wissen, wie sie ihr Leben zwischen Mutterliebe, Gattinnen-Pflicht, Wohlthätigkeit und Geistesbildung theilt — O ihr Glücklichen! die ihr sie umgebt, nicht wahr, ihr erkennt das Bild der Himmlischen, die ich nicht nennen darf — und warum darf ich sie nicht nennen? — weil der schöne Kranz ihrer Tugenden überall mit dem zarten Blümchen der Bescheidenheit durchflochten ist, das selbst den Hauch der Liebe und Bewunderung nicht vertragen kann. Wohlan! den Finger auf den Mund! und wer bis hieher las, ohne mich zu verstehen, dem sei genug zu wissen, daß die Gräfin P** eine Gräfin war, die im Sommer 1788 durch W** reiste.

W** ist eine ziemlich ansehnliche Stadt, und sechs-

Meilen davon liegt eine Residenz, die noch ansehnlicher ist. In dieser letzteren hatte die Gräfin Verwandte — (ich meine Blutsverwandte, denn sonst ist jeder Unglückliche ihr Bruder) — sie sah daher voraus, daß sie genöthigt sein würde, am Hofe zu erscheinen, und seufzte über wenigstens drei verlorne Tage.

Nein vier, sagte die Kammerjungfer, denn Ihre Spitzen sind nicht gewaschen, und ohne Spitzen macht man bei Hofe eine traurige Figur. Du hast Recht, mein Kind, wir wollen sie waschen lassen; und weil doch einmal das Wagenrad zerbrochen ist, und ich deswegen hier bis Morgen früh verweilen muß, so wollen wir sie gleich hier waschen lassen. Ich gewinne dabei einen ganzen Tag. — (Wer die Gräfin kennt, der weiß, welchen Werth eine einzige ihrer Stunden hat.)

Recht gut, versetzte die Kammerjungfer, wenn wir nur hier eine Spitzenwäscherin auftreiben. — Geh, erkundige dich bei der Wirthin. —

Die Zofe ging, und meldete bald nachher die verlangte Person. Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren trat schüchtern herein. Wenn nur blühende Wangen, rosenrothe Lippen und ein feuriges Auge im Gesicht verschönern, so war dies Mädchen nicht schön, denn seine Wange war blaß, das Auge hohl, der Blick erloschen, und ein röthlicher Rand zog sich um die Augen. Aber ihre sanften Züge rührten Jeden, der sie sah, bis in's Innerste; eine stille Schwermuth gab diesen Zügen ein unbeschreibliches Interesse, und

die holde Bescheidenheit, welche über ihre ganze Gestalt ausgegossen war, wie Morgenroth über ein Aehrenfeld, nahm auf den ersten Blick für sie ein. Von schlechtem Tuche war das Mieder, welches ihren schwellenden Busen umschloß, von grober Leinwand die Schürze, welche sie trug, aber Reinlichkeit und Ordnung schimmerten aus ihrem Anzug hervor. Die Hände — nun freilich, die Hände würde kein Stutzer zu küssen wünschen, denn waren sie gleich schön geformt, so verrieth doch ihre Röthe, und die hin und wieder wund geriebenen Stellen, daß sie nicht an den Druck der Liebe, sondern nur an harte Arbeit gewöhnt waren.

Die Gräfin vergaß bei ihrem Anblick eine Zeit lang Spitzen und Residenz, und betrachtete das Mädchen lange schweigend mit Theilnahme. Kaum aber bemerkte sie, daß ihr Blick das Mädchen verlegen machte, und eine sanfte Röthe auf ihre blasse Wange jagte, als sie sich schnell besann, und mit dem Ton der innigsten Güte fragte: liebes Kind, du kannst Spitzen waschen? — O ja, gnädige Frau. — Bist du aber auch schnell? denn ich wünsche Morgen früh wieder abzureisen. — Ich werde die Nacht zu Hilfe nehmen. — Das wird dir Schaden thun, du scheinst kränklich? — O nein, ich bin ganz gesund. — So hast du vielleicht Kummer? — Ach nein, gnädige Frau.

Das zarte Gefühl der Gräfin verhinderte sie weiter in das Mädchen zu dringen, die Spitzen wurden hervorgekramt, abgeliefert, und die interessante Wäscherin versprach, sie beim Frühstück der gnädigen Frau zurück zu bringen.

Als sie fort war, ließ die Gräfin die Wirthin rufen, erkundigte sich nach dem Mädchen, erfuhr aber weiter nichts, als daß es eine fleißige, fromme Dirne sei, die sehr eingezogen lebe. Ein heimliches Gefühl sagte der Gräfin, daß hier das Glück ihr eine Gelegenheit zuführen werde, ihre Lieblingstugend, die Wohlthätigkeit, zu üben. Das Bild des blassen Mädchens ging mit ihr zu Bette, entschlummerte mit ihr, und fand sich beim Erwachen wieder ein. Sie beschloß, wenn es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, die Ursache der bleichen Wangen und der hohlen Augen zu erforschen. O du kanntest, liebenswürdiges Weib, die Macht deiner sanften Stimme; du öffnest den Mund, und alle Herzen öffnen sich.

Das Frühstück war eben aufgetragen, als das holde Geschöpf hereintrat, und in einem zierlichen Körbchen die gewaschenen Spitzen überreichte.

Sage mir, liebes Mädchen, hub die Gräfin an, wie nennt man dich? — Gretchen Müller. — Ich habe gehört, daß du fleißig und sittsam bist — Sittsam? o ja, ich hatte ehrliche brave Eltern. Fleißig wünschte ich wohl mehr zu sein. — Verdienst du nicht so viel als du brauchst? — Gott sei Dank! mehr als ich brauche. — Du möchtest also sparen für die Zukunft? — Das möchte ich wohl. — Warum das? — Weil — weil andere Leute auch brauchen. — Also, um wohl zu thun? — Ach nein, nur mir selbst. — Ich verstehe dich nicht, hast du vielleicht arme Eltern, die du ernährst? — Ich bin eine vater- und mutterlose Waise. —

Nun dann, vielleicht zum Brautſchatz? — du ſchweigſt? du erröthest? — ſind deine Augen von Thränen oder von Nachtwachen ſo roth? — Von beiden! —

Dies Wort traf das Herz der Gräfin. Sie legte die ganze Stärke ihres Mitgefühls in den ſanften Ton ihres Mundes: Entdecke mir, liebes Mädchen, was dich quält? warum du ohne Schonung für deine Geſundheit Tag und Nacht arbeiteſt? — Ach! gnädige Frau — ich habe einen Bräutigam — er iſt Soldat — und ich arbeite Tag und Nacht, um ihn loszukaufen. — Iſt es das? ſtammelte die Gräfin, und wandte ſich weg, um eine Thräne zu verbergen. Haſt du denn ſchon etwas geſammelt? — Gott hat meinen Fleiß geſegnet. Seit zwei Jahren ſind hundert und fünfzig Thaler erſpart, der Hauptmann fordert zweihundert, in Jahr und Tag hoffe ich die Summe vollzählig zu machen. — In Jahr und Tag? nein auf der Stelle! rief die Gräfin mit Wärme, griff in ihre Schatulle, und drückte dem Mädchen zehn Louisdor in die Hand.

Die redliche Liebende blieb mit offenem Munde und ſtarren Augen vor ihr ſtehen. Während einer langen Pauſe verſuchte ſie umſonſt zu ſprechen, ihr Buſen arbeitete heftig, die Muskeln ihres Geſichts verzogen ſich zum Weinen, ihre Hand zitterte, ihre Knie bebten, ſie ſank zu Boden. Gerührt bückte die Gräfin ſich über ſie, und ließ eine Thräne auf ihre Wange fallen. Das Mädchen ergriff haſtig die Hand ſeiner Wohlthäterin, und deckte ſie ſprachlos mit feurigen Küſſen.

Ich verlange eine Vergeltung von dir, ſagte die Gräfin, als der erſte Ausbruch der Dankbarkeit vorüber war, du ſollſt mir deine Geſchichte erzählen.

Meine Geſchichte iſt kurz und einfach. Mein Vater war ein wohlhabender Handwerksmann, und meine Mutter war eine brave Hausfrau. Ich wurde chriſtlich erzogen. Als ich kaum zwölf Jahre zählte, nahm mir der Tod meine Mutter, und weil ich noch zu jung war, um einer großen Wirthſchaft vorzuſtehen, verheirathete ſich mein Vater zum zweiten Male. Die Frau, die er wählte, war ihm von dieſem und jenem empfohlen worden, aber dieſer und jener kannte ſie nicht recht. Es fand ſich leider bald, daß mein Vater eine verſchwenderiſche Frau, und ich eine böſe Stiefmutter hatte. Aber weil ſie ſchön und liſtig war, und zu ſchmeicheln verſtand, ſo liebte ſie mein Vater ſehr. Es geſchah Alles, was ſie wollte, und ſie hatte immer Recht. Ich litt am meiſten dabei, denn ſie mochte mich nicht leiden, und ich konnte ihr nichts zu Danke machen.

Als ich mein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, kam Konrad als Tiſchlergeſell in unſere Werkſtatt. Er war ein flinker junger Burſch, und ich ein unerfahrnes Mädchen. Ich wußte nicht eher, daß ich ihn liebte, als bis meine Stiefmutter mir's ſagte: da war es aber ſchon zu ſpät, denn ich konnte nicht mehr ohne ihn leben; und weil er ein fleißiger Arbeiter, ein ſtiller gottesfürchtiger Menſch war, ſo dachte ich, der Vater würde auch wohl nichts dagegen haben, wenn Konrad nach einigen Jahren Meiſter würde, und

mich heirathete. Ach! der gute Vater hatte auch nichts dagegen, aber die böse Stiefmutter hatte mich und mein bischen Geld einem ihrer Vettern zugedacht, einem bucklichten, krummbeinichten Leinweber, der sich alle Abend im blauen Hecht betrank, und hernach in der Trunkenheit seine alte Mutter prügelte. Den Ehrenmann wollte ich nicht, und Konrad wollte meine Stiefmutter durchaus nicht. Mein Vater war ein Freund vom Hausfrieden, er liebte seine Frau, aber auch seine Tochter, und da er folglich zwischen uns beiden in die Klemme gerieth, so entschied er, weder sie noch ich sollten unsern Willen haben; dem bucklichten Leinweber verbot er das Haus, und mir alle Gedanken an Konrad. Aber Gedanken lassen sich nicht verbieten. Was half's daß ich mir selbst vornahm, ihn zu vergessen, und des Abends im Bette so lange das Einmal-Eins hersagte, bis mich der Schlaf überwältigte? Wenn ich erwachte, stand er doch gleich vor mir, daß ich oft erschrocken das Halstuch über warf, weil ich ihn leibhaftig zu sehen glaubte.

Dem armen Schelm ging es nicht um ein Haar besser. Mein Vater hatte ihn fortgeschickt, und nun trieb er sich in der Stadt herum, ging bald bei diesem, bald bei jenem Meister in Arbeit, hielt es aber nicht länger als einige Wochen aus, denn weder er, noch seine Meister waren zufrieden. Sie nannten ihn einen Träumer, einen Murrkopf, und was weiß ich! aber mein Konrad war weder ein Träumer noch ein Murrkopf, sondern der lustigste Bursche von der Welt, ehe er sein Herz so sehr an mich hing.

Gern hätten wir zuweilen uns wechſelſeitig Troſt zugeſprochen, aber meine Mutter hütete mich, wie einen Kanarienvogel, den die Katze nicht freſſen ſoll, und wenn wir auch Sonntags in der Kirche zuſammenkamen, ſo ſaß ſie doch immer neben mir, und ich durfte das Auge nicht vom Geſangbuche aufſchlagen. Eines Abends hatte Konrad es doch abgepaßt, als ich gerade vor der Thür ſtand. Er trat zu mir, er weinte: „Liebes Gretchen, ſagte er, ich halte es nicht länger aus, ich ſchneide mir die Gurgel ab.“ Da ſchalt ich ihn, und verwies ihn zur Geduld und Gottesfurcht. Ich ſchenkte ihm auch einen ſilbernen Ring, und gelobte ihm treu zu bleiben; er mußte mir aber dagegen verſprechen, ſich kein Leides anzuthun.

Nach einer Weile meldete ſich wieder ein Freier bei mir, der weder bucklicht noch krummbeinicht war, und weil es in der Stadt hieß, ich würde ihn nehmen, und weil der arme Konrad keine Gelegenheit hatte, von mir das Gegentheil zu erfahren, ſo ging er in der Verzweiflung hin, und ließ ſich zum Soldaten anwerben. (Hier brach das Mädchen in Thränen aus.) Nur noch Einmal ſah ich ihn vor ſeinem Abmarſch. Als er gewahr wurde, daß mir das Herz ſpringen wollte, und als ich ihm Treue gelobte bis in den Tod, da bereute er ſeine raſche That, und weinte bitterlich an meinem Halſe. Aber nun war es zu ſpät, die Kapitulation war auf zwölf Jahre geſchloſſen, er mußte fort, und meine Augen haben ihn nicht wieder geſehen. Ach! gnädige Frau, ich habe viel gelitten! wenn ich mich zuweilen nach gethaner

Arbeit in einen Winkel ſetzte, um ungeſtört zu weinen, ſo kam meine böſe Stiefmutter, keifte und ſchlug mich, und — was mir am weheſten that — nannte meinen Konrad einen liederlichen Schlingel. Oft hauchte mir der Teufel gottloſe Gedanken ein, davon zu laufen, oder in's Waſſer zu ſpringen, aber Dank meiner guten Mutter, die nun ſchon lange im Himmelreich iſt, daß ſie mir Gottesfurcht einflößte, und mich dadurch ſtark machte, den Verſuchungen des Satans zu widerſtehen. —

Endlich ſtarb mein Vater. Ich beweinte ihn mit kindlichen Thränen, aber als der erſte Schmerz vorüber war, gab ich dem frohen Gedanken Raum, daß ich nun frei ſei, und daß Niemand mich mehr hindern könne, meinen Konrad zu heirathen. Dabei rechnete ich, als die einzige Tochter, auf eine ziemliche Erbſchaft, weil mein Vater immer für einen wohlhabenden Mann galt. Habe ich auch nur ſo viel, dachte ich, um meinen Geliebten loszukaufen, und ihm das Bürger- und Meiſterrecht zu verſchaffen, ſo werden Fleiß, Ordnung und Gebet uns ſchon weiter helfen. Aber ach! der liebe Gott hatte mir noch eine ſchwere Prüfung auferlegt. Es fand ſich, daß meine böſe Stiefmutter durch üble Wirthſchaft alle die Thaler verſchwendet hatte, die meine gute ſelige Mutter bei Pfennigen zuſammen ſparte, und was nicht verſchwendet war, das hatte ſie ſonſt auf die Seite gebracht, zog damit zu ihren Verwandten, ließ mich hilflos im Stiche, und mir blieb kaum ein Bett übrig, und ein anſtändiger Rock, um Sonntags in's Gotteshaus gehen zu können.

Aber ich ließ mich in meinem Vertrauen auf Gott nicht irre machen. Ich dachte, es wird schon besser werden, wenn nur Konrad mich noch liebt. In Jahr und Tag hatte ich nichts von ihm weder gehört noch gesehen, das quälte mich, bis ich auf den Einfall gerieth, an ihn zu schreiben. Der Herr Postmeister war so gut und machte selbst die Adresse, weil ich nicht recht wußte, wo sein Regiment im Quartiere lag. Ich schrieb ihm, daß, wenn er es ehrlich mit mir meinte, und mich noch immer lieb habe, ich nun sein Weib werden wolle; daß ich ihm aber kein anderes Heirathsgut zubringen könne, als ein liebendes Herz und ein paar gesunde, an Arbeit gewöhnte Hände. Vier Wochen darauf hatte ich schon eine Antwort. Ach! Gott segne den guten Mann der das Schreiben erfand! nie habe ich mit mehr Freude als damals vier Groschen ausgegeben, die mir sauer genug zu verdienen wurden. Hier ist der liebe Brief, ich trage ihn immer bei mir. (Sie zog ein unscheinbares Papier aus dem Busen, entfaltete es und las:)

»Gott zum Gruß! liebstes Gretchen, wenn du dich noch wohl befindest, so freut es mich sehr, denn ich bin auch gesund, und es ärgert mich nur, wie du fragen konntest, ob ich dich noch lieb habe, und ob ich dich heirathen will? Ach! am Wollen liegt es gar nicht, und was das Heirathsgut betrifft, das du mir versprichst, so ist es mehr werth, als der Stern, den unser General auf seinem Rocke trägt. Aber was soll ich anfangen? ich habe auf zwölf Jahre vitulirt, und mein Hauptmann fordert zweihundert

Thaler für meine Freiheit. Liebes Gretchen, nicht zweihundert Pfennige kann ich auftreiben, und wenn Gott nicht wunderbar hilft, so müssen wir noch lange lange warten, ehe der Priester ein Paar aus uns macht. Mir ist eingefallen, daß in W** ein vornehmer Mann wohnt, der Geheimerath R*, der ein vertrauter Freund von meinem Hauptmann ist, und dem er Alles zu Gefallen thut. Wie wäre es, wenn du zu ihm gingest, und ihn recht rührend bätest, ein gutes Wort für uns einzulegen? Kannst du es dahin bringen, daß ich los komme, so fahre ich als blinder Passagier mit der Post, und bin in fünf Tagen bei dir, und will dich in meinem Leben nicht wieder verlassen. Dein getreuer Konrad bis in den Tod."

»Nachschrift. Der silberne Ring, den du mir geschenkt hast, kommt nicht von meinem Finger. Einmal hatte ich einen dummen Streich gemacht, und ihn im Würfeln verspielt, aber ich verdung mich einige Tage als Holzhacker, und löste ihn wieder ein."

Meine Freude über diesen Brief, fuhr Gretchen fort, kann ich der gnädigen Frau nicht beschreiben. Ich weinte und lachte eins um das Andere, vergaß aber auch nicht Gott zu danken, daß er mir meinen Geliebten treu erhalten hatte. Den andern Morgen in aller Frühe zog ich mich sauber an, und ging zum Geheimenrath R*, dem ich mein Anliegen vortrug. Freilich schämte ich mich, und stotterte, und konnte die Augen kaum aufschlagen, aber er war so freundlich, so zuthätig, daß ich bald ein Herz faßte, und

ihm Alles haarklein erzählte. Es schien, er höre mir gern zu, denn er verwandte kein Auge von mir. Als ich fertig war, kniff er mich in die Backen, und sagte, er wolle darüber nachdenken, ich solle nur auf den Abend in der Dämmerung wieder kommen. Ich hatte kein Arges daraus, denn der Geheimerath R * ist verheirathet mit einer hübschen frommen Frau; denken Sie, gnädige Frau, wie mir zu Muthe wurde, als er auf seine Fürsprache einen Preis setzte, um den Konrad gewiß nicht hätte frei sein mögen. Ich wurde roth wie Scharlach, und sagte ihm, ich wäre arm aber ehrlich, und mein Konrad auch. Wie der Wind war ich zur Thüre hinaus, die Treppe hinunter, und das mit einer Angst, als wenn man im Traum eine Treppe hinabfliegt. Ich glaubte mich nicht eher sicher, bis ich auf der Straße war, da hob ich meine Hände gegen Himmel, und rief mit Thränen: Ach Konrad! nun sind wir ganz verlassen! nun haben wir Niemanden als Gott und uns selbst! Aber Gott ist gnädiger als alle Geheimeräthe in ganz Europa, er will nur, daß man die Hände nicht in den Schooß lege. Wohlan, ich kann arbeiten, meine Mutter hat mich zu Fleiß und Sparsamkeit gewöhnt; ich bin Konrad's Weib, und will thun, was einem braven Weibe geziemt. Mit diesem Entschluß kam ich zurück in mein Dachkämmerchen, fiel auf meine Knie, und bat Gott nur um Gesundheit. Eine frohe Zuversicht erheiterte meine Seele, als ich so betete, ich stand auf, und fühlte mich muthig und stark, meinen Konrad ganz allein, ohne fremde Hilfe zu befreien. Ich schrieb

ihm, er müſſe ſich noch ein paar Jahre in Geduld faſſen, mit dem Geheimenrath ſei es nichts; aber er ſolle nur den Muth nicht verlieren, auf Gott und meine Liebe vertrauen, nicht mehr ſpielen, und wenn er durch Fleiß und Arbeit etwas erſparen könne, es fein zurücklegen, ſo wolle ich für das übrige ſchon Sorge tragen. Er antwortete mir, und verſprach Alles Liebes und Gutes. Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört, denn die Briefe koſten gar zu viel, und ich dachte immer, es ſei doch beſſer, ihn ſelbſt ein paar Tage früher wieder zu ſehen, als das Geld für die todten Buchſtaben zu verſchleudern.

Flink und raſch fing ich nun an, meinen Vorſatz auszuführen. In zwei Jahren habe ich nie länger als vier Stunden des Nachts geſchlafen; außer Kartoffeln, Salz und Brot iſt kein Biſſen über meine Zunge gegangen, und wie ein Trunk Bier ſchmeckt, habe ich längſt vergeſſen. Freilich ſind meine rothen Backen fort, und die Augen liegen mir tief im Kopfe; Konrad wird erſchrecken, wenn er mich ſieht, aber er wird auch erfahren, daß ich für ihn gearbeitet, für ihn den Schlaf entbehrt, und mich mit ſchlechter Koſt beholfen; was gilt's, er wird mich noch eben ſo hübſch finden, als vor vier Jahren, und mir durch ſeine Liebe vergelten, was ich für ihn gelitten. Es iſt wahr — ſeit einiger Zeit — ich habe es mir ſelber nicht geſtehen mögen — meine Kräfte haben ſehr abgenommen, und ich zitterte oft vor dem Gedanken, Gott werde mich auf's Krankenlager werfen, ehe ich die fünfzig Thaler vollends ver-

dienen könnte. Aber Gott hat mein kindliches Zutrauen belohnt, er hat mich nicht über meine Kräfte geprüft, seine Gnade sendet mir heute einen guten Engel, der all meiner Noth auf Einmal ein Ende macht.

Hier schwieg das gute Mädchen, und ein heißer Thränenstrom floß auf die wohlthätige Hand der Gräfin. Innig gerührt drückte diese ihren Mund auf Gretchens blasse Lippen, nahm Abschied von ihr, schrieb Konrad's Zunamen in ihr Taschenbuch, und versprach, ihn in seiner Werkstatt zu besuchen, wenn sie jemals wieder durch W** reise. So fanden und trennten sich zwei schöne verschwisterte Seelen. Die Gräfin stieg in ihren Wagen und rollte mit sechs Pferden davon. Das arme Gretchen flog in ihre Dachkammer, und war glücklicher als die reiche Gräfin.

Im Taumel ihrer Freude machte sie einige Stunden lang alles verkehrt, suchte emsig den Zwirn, der ihr vor der Nase lag, und griff nach der Schere, wenn sie die Nähnadel brauchte. Konrad! Konrad! war ihr einziger Gedanke. Ein Schmetterling verirrte sich in ihr Fenster: guter Schmetterling, leih mir deine Flügel! eine Schwalbe schwirrte vorbei: glückliche Schwalbe, du flatterst leicht über Berg und Thal! In wenig Stunden war sie reisefertig. Ein paar Hemden in ein Schnupftuch gebunden, die zweihundert Thaler in einem ledernen Beutelchen an die Tasche fest genäht, und baarfuß, die Schuhe in der Hand, so wanderte sie zum Thore hinaus. Munter und unermüdet durchstrich sie die Sandebenen, welche W** in einem

Umkreiſe von zwei Meilen umgeben. Sie hörte die Lerche ſingen, ſie blickte empor, ihr Auge wurde naß, und plötzlich ſtimmte ſie mit ein: wer nur den lieben Gott läßt walten!

Wohin Jüngferchen? rief ein wandernder Jude, der mit ſchnelleren Schritten die fromme Pilgerin eingeholt hatte. — Nach M—, verſetzte Gretchen, nach M— an der Grenze; — Das iſt ſehr weit. — Das Himmelreich iſt noch weiter, lächelte Gretchen, und man kömmt doch endlich auch dahin. — Freilich, wenn man ſo leicht zu tragen hat, wie Sie — und wenn man ſeinem Glücke entgegen geht! rief Gretchen frohes Muthes. — Ein Wort gab das andere, und ehe eine Viertelſtunde verging, wußte der fragende Jude ihre ganze Geſchichte. Er meinte vorhin, ſagte die argwohnloſe Seele, ich hätte leicht zu tragen? doch nicht ſo leicht als Er denkt. Hier in dieſer Taſche ſind zweihundert Thaler wohlgezählt, die Hälfte in Gold, die Hälfte in Silbermünze, die drücken mir ein wenig meine rechte Hüfte, aber wenn ich an Konrad denke, ſo fühle ich es nicht. — Wahrhaftig? zweihundert Thaler? das iſt viel Geld, verliere Sie es nur nicht. — Sei Er unbeſorgt, guter Freund, ich habe den Beutel feſtgenäht. — O dann hat es keine Gefahr.

Unter allerlei Geſprächen kamen ſie in eine Herberge, wo Gretchen vor Müdigkeit nicht weiter konnte, ſich ein Bund Stroh geben ließ, ihr Päckchen unter den Kopf legte, und, nachdem ſie den Abendſegen gebetet, ſanft und ſchnell

entſchlummerte. Der Jude hatte ſich mit einem Glaſe Branntwein an den Tiſch geſetzt, und ihr verſprochen, ſie mit der erſten Morgendämmerung zu wecken. Aber die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als ſie von ſelbſt erwachte, und auf ſich ſchalt, daß ſie den ſchönen Morgen verſchlafen, der ſie in der Kühlung wenigſtens ſchon eine Meile weiter geführt haben würde. Armes Mädchen! du wirſt nicht weiter gehen! bemerkſt du denn nicht, daß ein Unmenſch, während du ſchlieſſt, dir deinen ſauer erworbenen Schatz geraubt hat? — Mit einem lauten Schrei des Entſetzens fuhr Gretchen in die Höhe, als ſie gewahr wurde, daß man ihr die ganze Taſche abgeſchnitten, und ſie wieder ſo arm ſei als vor zwei Jahren. — Aermer noch! denn damals war ſie doch reich an Muth und Hoffnung, jetzt trat Verzweiflung an die Stelle; damals milderten ſanfte Thränen ihren Kummer, jetzt blieb ihr Auge trocken; damals vertraute ſie auf einen gnädigen Gott, jetzt haderte ſie mit einer ungerechten Vorſehung. Sie rannte wie unſinnig im Hauſe umher, und forderte kreiſchend ihren Beutel. Die hartherzige Wirthin ſpottete ihrer noch, und meinte, ein Jüngferchen, wie ſie, das auf Stroh ſchlafe, und ein Schnupftuch mit ein paar Hemden unter den Kopf lege, könne wohl ſchwerlich eine ſo große Summe bei ſich geführt haben. Wäre es aber doch geſchehen, ſo könne das viele Geld unmöglich auf eine ehrliche Art erworben ſein, und dann geſchehe ihr ſchon Recht, wie gewonnen, ſo zerronnen, unrecht Gut gedeiht nicht. So plauderte das

Weib mit großer Geläufigkeit ihrer boshaften Zunge, und als das arme Gretchen nicht aufhörte zu jammern, ſchloß ſie damit, daß ſie das unglückliche Geſchöpf aus dem Hauſe ſtieß.

Im Dorfe wohnte ein Gerichtshalter, an den wandte ſich Gretchen, zeigte an, wie ihr der Jude auf der Landſtraße begegnet, und wie ſie ihm unvorſichtiger Weiſe entdeckt, welchen Schatz ſie bei ſich trage. Da er ſich nun ſchon vor Tage aus dem Staube gemacht, ungeachtet er ihr verſprochen ſie zu wecken, ſo könne kein anderer der Dieb ſein, als jener unbarmherzige Iſraelit. Der Gerichtshalter meinte dasſelbe, nahm ein Protokoll darüber auf, fertigte einen Steckbrief aus, forderte drei Thaler acht Groſchen Gebühren, und weil Gretchen keinen Heller in ihrem Vermögen hatte, ſo nahm er ihr die beiden Hemden und das Schnupftuch.

Bitterlich weinend wankte Gretchen durch das Dorf, um ärmer als jemals in ihre Geburtsſtadt zurückzukehren. Als ſie den Pfarrhof vorüberging, fiel ein böſer Kettenhund ſie an, und riß ihr auch ihren letzten Rock entzwei. Sie ſchrie; ein ehrwürdiger Greiſenkopf zeigte ſich an dem Fenſter der Pfarrwohnung, rief dem Hunde zu, fragte mit ſanfter Stimme das erſchrockene Mädchen, ob ſie Schaden genommen? und bat ſie, herein zu treten. Die Pfarrfrau, ein altes gutherziges Mütterchen, kramte ihre beſten Röcke hervor, um die Bosheit ihres Kettenhundes zu vergüten. Der Pfarrer brachte Gretchen ein Glas Pomeran-

zenwasser, und als er sah, daß sie den Tropfen, den sie herausnippte, durch eine Thräne wieder ersetzte, und daß weder sein freundliches Zureden, noch die schönen bunten Röcke seiner Frau, die Gemißhandelte trösten konnten; da fing er an zu muthmaßen, daß sie sich wohl noch mehr über böse Menschen als über böse Hunde zu beklagen haben möchte.

Er hat wohl Recht, guter Herr, wimmerte Gretchen, und erzählte ihre traurige Geschichte, und schloß mit dem Wunsche: möchte der böse Hund ein hungeriger Wolf gewesen sein, so hätte er, statt meines Rockes mich selbst zerrissen. Mit sanftem Ernst verwies der Greis ihr die Muthlosigkeit. Drei große Schätze, mein Kind, sind noch dein Eigenthum, um deren Besitz manche Fürstin mit dir tauschen würde: Liebe, Unschuld und Hoffnung! sie sind nicht in deiner Tasche festgenäht, sondern in dein Herz vergraben; weder Jude noch Christ vermag sie dir zu rauben. Wanke nicht in deinem Vertrauen auf Gott! er prüft und belohnt. Jakob mußte sieben Jahr um Rahel dienen, und als er am Ziel seiner Wünsche zu sein glaubte, gab man ihm Lea zum Weibe, die eine garstige Dirne war, und er mußte noch sieben andere Jahre hoffen und harren.

So wenig auch die sinnreiche Anwendung von Jakob's Ehestandsgeschichte Eindruck auf Gretchen machte, so wurde sie doch durch den herzlichen Ton, mit dem der Alte sprach, sanft bewegt; und als er endlich seinen Trost-

gründen noch sechs harte Thaler hinzufügte, mit der Versicherung: er würde gerne mehr geben, wenn er und seine armen Pfarrkinder es entbehren könnten, Gott werde aber seinen Segen auf dies Wenige legen; da kehrten Muth und Hoffnung in das kranke Herz zurück, sie küßte dankbarlich die Hand des edlen Greises, und beschloß, die mühsame Laufbahn von neuem zu beginnen. Der Pfarrer legte beim Abschied seine Hand auf ihre Stirn, und segnete sie mit Rührung. Das alte Mütterchen geleitete sie bis vor die Pforte, um des bösen Hundes willen, wie sie vorgab, eigentlich aber, um ihr noch einen Dukaten in die Hand zu drücken, von dem ihr Alter nichts wissen sollte. Nicht etwa sprach sie, als ob ich fürchtete, mein Alter möchte das nicht gut heißen; sondern die Rechte muß nicht wissen, was die Linke gibt.

Es war bereits Abend, als Gretchen ganz erschöpft wieder in ihrer Dachkammer anlagte. Weg war der heitere Muth, mit dem sie sie gestern verließ, leer der kleine hölzerne Kasten unter dem Bette, der ihre frohen Hoffnungen in sich schloß. Mit bitterer Wehmuth faltete sie die Hände: Konrad! Konrad! wenn du wüßtest — nein besser, ich verschweige dir mein Leiden! nur am Tage unsers Wiedersehens, wenn ich als Braut entzückt in deine Arme sinke, wenn du mich frägst: warum so blaß und mager, liebes Gretchen? dann sollst du erfahren, was der Geliebten möglich war! dann sollst du ahnen, was dein Weib zu thun im Stande sein würde.

Schluchzend warf sie sich auf das harte Lager, aus ihrem schon geschlossenen Auge quoll noch eine Thräne hervor, ein unruhiger Schlummer gab ihr keine Erquickung, schwerer Athem und Zuckungen verriethen quälende Träume, überall sah sie Diebe und Hunde, ein kalter Schweiß mattete sie ab, ihr eigenes Stöhnen weckte sie endlich. Ach! ein Fieber wühlte in ihren erschütterten Nerven, sie fühlte, daß sie das Bett nicht verlassen konnte. Das war der Augenblick, vor dem sie so lange gezittert hatte, und in welcher Lage überraschte sie dieser Augenblick! von allem entblößt, war das Geschenk des Pfarrers ihr ganzer Reichthum, der Grund, auf welchen sie ihre neuen Hoffnungen gebaut hatte; und diese harten Thaler, diesen Dukaten, sollte sie nun an Arzt und Apotheker hingeben, um ihr ein hoffnungsloses Dasein zu fristen? — Gutes Mädchen, hast du vergessen, daß der fromme Greis dir auch seinen Segen gab? Fasse Muth, dieser Segen fängt schon an, Früchte zu tragen. Ein edler Arzt, um dessen Herz die Gewohnheit, täglich die leidende Menschheit zu sehen, keine Rinde gezogen hatte — ein Arzt, wie Zimmermann, stolz gegen die Großen, und hilfreich gegen Verlassene — ein solcher nahm sich der Unglücklichen mit Wärme an, ihr Körper genas durch seine Kunst, und ihre Seele durch seinen freundlichen Trost; auf seine Fürbitte wurden die Arzeneien ihr unentgeltlich gereicht, und als nun die völlig Genesene ihm mit niedergeschlagenen Blicken und zitternder Hand ihren einzigen Dukaten zur Vergeltung

anbot, da fügte er noch fünf andere hinzu, drückte der Sprachloſen lächelnd die Hand, und ſtieg mit einer Empfindung hinab, mit der nur Engel aufwärts ſteigen.

Freue dich Gretchen! der Sturm hat ausgewüthet; es folgt eine heitere Stille von dreien Jahren, durch Fleiß und Hoffnung zu Tagen verkürzt. Ja, noch drei Jahre arbeitete und ſammelte das beharrende Mädchen, aß Kartoffeln und Brot, ſchlief nur wenige Stunden, und ſah endlich mit Entzücken den kleinen hölzernen Kaſten unter dem Bette wieder gefüllt. Wer malt die Empfindung, mit welcher ſie den letzten Thaler zu hundertundneunundneunzigen legte! ſie that es kniend, und ein naſſer Blick dankte dem Himmel!

Froh geſchäftig machte nun die liebende Pilgerin zum zweiten Male Anſtalt zu ihrer Wanderſchaft. Aber diesmal ging ſie vorſichtiger zu Werke. Sie trug ihren kleinen Schatz zu einem Kaufmann, dem ſie ihr voriges Unglück und ihre jetzigen Hoffnungen entdeckte, und der ihr für ihr Geld einen holländiſchen Wechſel gab. Dies koſtbare Papier nähte ſie feſt an ihren Buſenſtreifen, und ſo ging ſie leicht und wohlgemuth zum Thore hinaus. Sie wußte nicht, daß ſie reicher war als ſie glaubte, denn der Kaufmann, gerührt durch ihr Schickſal, und edel und wohlthätig wie Frege, hatte, ohne es ihr zu ſagen, den Wechſel um fünfundzwanzig Thaler vermehrt.

Als ſie von ferne das Dorf erblickte, wo ſie vor drei Jahren ſo elend wurde, ward ſie von einer unwillkürli-

chen Angſt ergriffen. Schüchtern, als ſei ſie wieder in Gefahr, ihren mühſam errungenen Schatz einzubüſſen, ſchlüpfte ſie vor der Herberge vorbei, warf noch einen furchtſamen Blick auf die Wohnung des Gerichtshalters, und ſtand jetzt mit ſüßer Rührung vor dem Pfarrhofe. Lebt der ehrwürdige Greis noch? lebt die gute alte Mutter noch, deren Rechte nicht wußte, was die Linke gab? — Ach nein! ſie ſind beide geſtorben! dort auf jenem Kirchhofe ruht ihre Aſche. Gretchen ſuchte das einfache Kreuz, welches die Gräber der Gerechten bezeichnete, warf ſich nieder, und bethaute mit dankbaren Thränen die hervorſproſſenden Blumen.

Nachdem ſie ihrem guten Herzen dies Verlangen gewährt hatte, ſetzte ſie ihre Reiſe muthig fort. Kein Unfall traf ſie unterwegs, die Schwülen an den Füßen achtete ſie nicht. Nach einigen Wochen erklimmte ſie den letzten Hügel, und plötzlich lag vor ihr im Thale die Grenzfeſtung M— mit ihren Thürmen und Baſtionen. Ach! wie wurde ihr zu Muthe, als ſie das Ziel ihrer Wanderſchaft vor ſich ſah! hier lebt Konrad! hier werde ich ihn wiederſehen! hier den Lohn meiner Treue empfangen! von ſüßen Gefühlen überwältigt, ſank ſie auf der Spitze des Hügels unter einen Baum, und dankte dem Schöpfer, der ihr einen guten Engel zum Geleitsmann gegeben, und ſie glücklich aus ihrer fernen Heimath bis in dies fremde Land geführt hatte. Mit neuen Kräften, von der Liebe beflügelt, eilte ſie den Berg hinab, jede Schildwache auf den Wällen ſchien ihr

in der Ferne Konrad; jeder Blaurock, der ihr begegnete, erregte ihr ein heftiges Herzklopfen; einem Jeden hätte sie zurufen mögen: kennſt du nicht meinen Konrad? biſt du nicht ein Kamerad von ihm? o wie ungeduldig machten ſie einige Krümmungen des Rheins, die ſie immer wieder von ihrem Ziele entfernten, wenn ſie ſchon vor den Thoren zu ſein glaubte. Endlich gar noch eine Schiffbrücke! und zwar wurde ſie eben erſt vom diesſeitigen Ufer abgeſtoßen. Gretchen läuft, ſchreit, man ſoll ſie mitnehmen — zu ſpät! die Fährleute winken ihr gelaſſen zu, ſie ſolle warten, bis die Brücke mit einer neuen Ladung vom jenſeitigen Ufer zurückkommen werde.

Das erſte Schiff erfand ein Liebender, aber gewiß nicht die erſte Schiffbrücke. Wie das langſam dahin wogt; wie die Waſſerfläche auf einer Seite unmerklich kleiner, auf der andern unmerklich größer wird; wie nun endlich mit einem heftigen Stoß, der ſelbſt Liebende aus ihren Träumereien wecken kann, die Brücke das Ufer begrüßt; nun regt und bewegt ſich Alles um hinüber zu kommen — halt! erſt muß hier ein Strick umgewunden, und dort eine Kette befeſtigt werden. Jetzt ſteht der ſchwimmende Balkon ſicher, aber nun paſſiren erſt Pferde und Wagen, Ochſen und Eſel, ſetzen die Beine furchtſam vorwärts, ſcheuen ſich vor jeder Spalte, und wenn ſie endlich zutreten, beſpritzen ſie die Umſtehenden. Jetzt kommt die Reihe an die Fußgänger, die müſſen erſt ſämmtlich ihre großen oder kleinen Beutel ziehen; der Eine empfängt einen Kratzfuß, weil er reichlich gab; der

Andere wird aufgehalten, weil er zu wenig bot. Geduld, liebes Gretchen! nun iſt Alles berichtiget. Schon wallen die Uebergefahrenen rechts und links, und ſehen ſich eben ſo wenig nach der Brücke um, als eine Seele nach dem Körper, in welchem ſie über den Strom des Lebens ſchiffte. Aber nun dauert es wenigſtens eben ſo lange, ehe das Fahrzeug wieder beladen wird. Die Pferde, Ochſen und Eſel vom jenſeitigen Ufer ſperren ſich mit dem nämlichen Rechte wie ihre Brüder vom diesſeitigen, und kaum iſt Alles in Ordnung, kaum iſt der Fährmann zum Abſtoßen bereit, ſo läßt ſich plötzlich noch ein Poſthorn in der Ferne hören, eine Extrapoſt, die keine Zeit zu verlieren hat, ein junger Herr, der nach Hamburg reiſt, um Blanchard in die Luft ſteigen zu ſehen, oder ein Spieler, der nach Pyrmont fährt, um den Narren die Beutel zu fegen. Geduld, liebes Gretchen! trage ohne Murren, wie jene Brücke, Alles was der Zufall dir aufbürdet. Stampfe nicht ſo mit deinen kleinen Füßen, das Gras ſpottet deines leichten Fußtrittes. Sieh, ſchon ſetzt ſich die Brücke in ſchaukelnde Bewegung, immer kleiner und kleiner wird der Raum, der dich von ihr trennt. Horch, die Glocken in der Stadt ſchlagen neun Uhr, es iſt noch früh am Tage, und ſchon biſt du mitten auf dem Rheine. Glück zu! ein leichter Sprung, und du berührſt das jenſeitige Ufer. Nun hält dich nichts mehr auf, nun eile, ſchnellfüßiger als Atalanta, den offenen Thoren zu.

Bin ich endlich ſo nahe! rief Gretchen entzückt, aber werde ich ihn finden? welche Straße werde ich wählen?

welche Menſchen befragen? Ach! wenn doch ein Zufall ihn mir entgegen führte! daß ich an den großen ſtarren Augen mich ergetzen, daß ich auf offenem Markte um ſeinen Hals fallen, und ihm zuſchluchzen könnte, ich bin dein treues Gretchen! — Himmel! wie groß die Stadt iſt! wie ſie ſich rechts und links ausbreitet — wo ſoll ich ihn ſuchen! —

Von ſolchen Gedanken hin und her geworfen, war ſie froh und ängſtlich bis nahe an den Paradeplatz gekommen. Hier tönte Trommelſchall in ihre Ohren, und ſie ſah in der Ferne eine Menge Gewehre blinken. — Sollte mein Konrad unter dieſem Haufen ſein? und wenn er nun gerade in Reih und Glied ſteht, indem er mich erblickt, wird er nicht das Gewehr wegwerfen und herausſtürzen? wird dann ein böſer Korporal oder Fähnrich ihn nicht d'rum ſtrafen? — Sie kam immer näher und näher, und wurde gewahr, daß die Soldaten in zwei langen Reihen ſtanden, und ein Unglücklicher mit blutendem Rücken zwiſchen ihnen durchlief. — Ach! ein armer Menſch, der Spißruthen läuft! wenn mein Konrad dabei iſt, ſo blutet ſein gutes Herz gewiß wie der Rücken, auf welchen er zuhauen muß. — Jetzt ſtand ſie ganz dicht hinter den Reihen, der Anblick des blutigen Rückens verurſachte ihr eine Uebelkeit — aber nun wandte ſich der Unglückliche, ſie ſah in ſein todtenblaſſes Geſicht, und ſank mit einem lauten Schrei ohnmächtig zu Boden. Es war Konrad! Konrad, dem glücklicherweiſe Schmerz und Trommelſchall Gretchens Geſchrei unhörbar machten, und der, nachdem er ſeine Strafe überſtanden hatte, ſelbſt ohne Bewußtſein niederſtürzte.

Das arme Gretchen war von den Umſtehenden in eine nahe Mühle getragen worden. Dort erwachte ſie langſam aus ihrem Todtenſchlummer, und ſtarrte mit fragenden Blicken die fremden Menſchen um ſich her an. Wo bin ich! war ihr erſtes Wort. — Bei ehrlichen Leuten, ſagte die Müllerin, und tröpfelte Lebensbalſam auf ein Stückchen Zucker. — Iſt er todt? fragte Gretchens bebende Stimme. Ach nicht doch! verſetzte ein luſtiger Müllerburſch; ſie haben ihm nur ein wenig das Fell aufgehauen, und es geſchah ihm ſchon Recht. — Was hat er verbrochen? — Ei, er war mit einer lüderlichen Bettel davon gelaufen, ganz nahe an der Grenze erwiſchten ihn die Huſaren. Von Rechtswegen hätte er hängen müſſen, aber weil er ſonſt immer ein braver Kerl geweſen, und ſeine Offiziers ihn lieben, ſo iſt er diesmal mit einem blauen Auge durchgeſchlüpft.

Gretchen hörte die letzten Worte nicht mehr, neue Ohnmacht umſchleierte ihre Sinne, aus welcher ſie nur erwachte, um ſich in bittern Thränen zu baden. Iſt das der Lohn für meine Liebe und Treue! während ich Tag und Nacht für ſeine Befreiung arbeitete, während ich jeden Genuß und jede Bequemlichkeit des Lebens für ihn entbehrte, hing er ſich an eine lüderliche Dirne und lief mit ihr davon! Ach Konrad! Konrad! wie wirſt du mir in die Augen ſehen können! wie wirſt du es einſt vor Gott verantworten! — Mit wankenden Schritten und roth geweinten Augen verließ das unglückliche Mädchen gegen Abend die Mühle, und irrte in der Stadt umher, bis ſie die Hauptwache fand, wo

ſie ſich bei der Schildwache erkundigte, wohin man den beſtraften Delinquenten gebracht habe? Nachdem der Befragte ihre züchtigen Ohren durch einige derbe Späße gequält hatte, erfuhr ſie endlich, Konrad liege im Lazareth. Sie ließ ſich den Weg dahin zeigen und näherte ſich zitternd und heimlich ſchluchzend dem Aufenthalte ihres unwürdigen Geliebten. Die Thüren wurden aufgethan. Ach! welch ein Wiederſehen! wie verſchieden von ihren ſüßen Träumen! Konrad lag auf einem Strohbund, das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Gretchen trat hin zu ihm. Reden konnte ſie nicht, ſie weinte und ſtreckte ihre Hand nach ihm aus. Konrad wandte ſich: Jeſus! wie geſchieht mir! — Er wollte ſich aufrichten, und ſank ſprachlos zurück. Gretchen weinte heftiger, kniete neben ihm nieder, ergriff ſeine Hand, und drückte ſie an ihren Buſen. Konrad ſtarrte ſie aus hohlen Augen an. Plötzlich zog er ſeine Hand zurück, verhüllte ſein Geſicht, und heulte: o das ſchmerzt mehr als Spießruthen! — Gretchen faßte ſeine Hand auf's neue, ſie erblickte den ſilbernen Ring an ſeinem Finger: Du haſt doch meinen Ring noch, ſchluchzte ſie. — Biſt du gekommen ihn zurück zu fordern? nimm ihn, ich habe ihn nicht verdient! — Wenn du bereuen könnteſt! wenn du mich noch liebteſt! — Wollte Gott, ich liebte dich nicht mehr! ich wäre ein ganzer, verſtockter Böſewicht! ſo würde ich dieſe Höllenqual nicht empfinden! dieſe Scham, die mich zentnerſchwer zu Boden drückt. — Ich verzeihe dir — Guter Engel! laß ab mich zu martern! — Ich komme dich loszukaufen. —

Ach mein Gott! — Fünf Jahre lang habe ich Tag und Nacht gearbeitet. — Du bringſt mich um! — Endlich habe ich zweihundert Thaler zuſammen geſpart — Gerechter Gott! das halte ich nicht aus! — Der erſchöpfte Jüngling ſank ohnmächtig zurück auf das Stroh. Als er wieder zu ſich kam, war ſeine Fantaſie zerrüttet, ein heftiges Fieber durchwühlte ſeinen Körper, mit erloſchenen Augen und brennenden Lippen lag er da, bald von Froſt geſchüttelt, bald von Glut verzehrt.

Neun Tage lang wich Gretchen nicht von ſeinem Lager, kein Schlaf kam in ihre von Thränen wundgebiſſenen Augen; nur aus ihren Händen empfing er jede Arznei; ihr erſparter Zehrpfennig verſchaffte ihm die nöthigen Erquickungen. Nach neun Tagen hatte ſie endlich die Freude, zum erſten Male wieder von ihm erkannt zu werden. — Kannſt du mir verzeihen? ſtammelte er leiſe. — Ich habe dir verziehen! — rief ſie mit einem Thränenſtrom, und ſchloß ihn feſt in ihre Arme. — Ich wurde verführt — eine böſe, liſtige Dirne — Genug! genug! ich mache dir keine Vorwürfe. — Nun ſo helfe mir Gott zu meiner Geſundheit! daß ich, ſo lange ich lebe, ihm ſeine Gnade, und dieſem edlen Mädchen ſeine Liebe danke! — Von Hoffnung belebt, durch redliche Entſchlüſſe geſtärkt, gewann Konrad in Kurzem ſeine Kräfte wieder, und als er nun ſo weit war, daß die Geliebte glaubte, ihn ohne Gefahr allein laſſen zu dürfen, da eilte ſie zu ſeinem Hauptmann, eröffnete ihm ihr Anliegen, und zog den Wechſel aus ihrem Buſen.

Ach! ein neues ſchreckliches Hinderniß! das Regiment hat Marſchordre erhalten, ein wüthender Feind dringt überall über die Grenze des deutſchen Reichs, der Hauptmann, ſo gern er wollte, darf keinen Soldaten entlaſſen, nicht einmal beurlauben; vielleicht, nach geendigtem Feldzug, aber jetzt, liebes Kind, forderſt du das Unmögliche. Er muß mit fort, um die Horden der Barbaren von unſern Grenzen abzuhalten. — Ach Gott! vielleicht ſein Blut zu vergießen! — für das deutſche Vaterland, verſetzte der Hauptmann kaltblütig. — So darf ich wenigſtens mit ihm ziehen? — Armes Mädchen, du mit deinem zarten Körperbau würdeſt die Beſchwerlichkeiten eines Marſches nicht ertragen. — Gretchen lächelte, und machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe, als wollte ſie ſagen: Guter Hauptmann, du weißt nicht, welche Beſchwerlichkeiten ich ſchon für Konrad überſtanden habe. — Und dann, fuhr der Hauptmann fort, du ſcheinſt mir ein ſittſames Mädchen, von rechtlichen Eltern; als was könnteſt du wohl mit ihm ziehen? — Als was? ſeltſame Frage! als ſein Weib. — Auch das darf ich nicht erlauben. — Wie? — Ich kann ihm keinen Trauſchein bewilligen. — Mein Gott! habe ich nicht immer gehört, ein braver Soldat müſſe menſchlich ſein? und wie kann er das, wenn er nicht lieben darf? — Der Hauptmann lächelte. Deine Philoſophie gefällt mir, und überzeugt mich, Hans Chriſtoph von Z**, aber nicht mich, den Hauptmann. Du wirſt geſtehen, liebes Kind, daß jeder Soldat das nämliche Recht hat, herzkrank zu werden, wie dein Konrad;

nun denke dir dreißigtausend Weiber bei unserer Armee, und eine Jede so verliebt als dich, wahrlich! es würde nie zu einer Schlacht kommen. — Sie scherzen Herr Hauptmann, und mir blutet das Herz. — Es steht nicht in meiner Macht, dir zu helfen. — Aber ich darf doch mit ihm gehen? wenn auch nicht als sein Weib, doch als seine Schwester? — Wenn du dich dem Gespötte der ganzen Kompagnie Preis geben willst? — Immerhin, aber ich trenne mich nie wieder von Konrad. Gift schadet nur in offenen Wunden, und Spott nur der verletzten Tugend. Mein Herz ist rein, und so lang mein Gewissen mich frei spricht, möge die ganze Armee über mich spotten. — Braves Mädchen, du gefällst mir. Willst du bei einem Manne von fünfzig Jahren während des Feldzugs als Wäscherin dienen, so komm mit mir. Um desto sicherer werde ich sein, daß Konrad mir nicht zum zweiten Male desertirt.

Wer war froher als Gretchen! Der Handel wurde auf der Stelle geschlossen, und nie ist ein sittsameres Mädchen einer Armee gefolgt, als die reizende Wäscherin des Hauptmanns von Z**. Vergebens liebäugelte hier ein Lieutenant und witzelte dort ein Fähnrich; vergebens ward manche alte Marketenderin mit goldschweren Beuteln abgesandt, um die Tugend an die Wollust zu verkuppeln: Gretchen wußte Sterne und Ordenskreuze, und, was noch mehr ist, selbst ihren Geliebten in bescheidener Entfernung zu halten. Konrad beklagte sich zwar oft über diese Strenge, aber im Grunde beruhigte sie ihn doch, wenn er bedachte, daß

seine Braut dem Eigennutz nie verwilligen werde, was sie der Liebe versagte.

Hatte doch das arme Gretchen keine andere Freude als das Bewußtsein ihrer Unschuld, denn täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten. Wenn er auf dem Vorposten stand, wenn er zu irgend einer gefährlichen Expedition kommandirt wurde, oder wenn gar eine Schlacht geliefert werden sollte — ach! welche Angst stand das arme Mädchen aus! Bei jedem Schusse, den sie hörte, sah sie Konrad niedersinken, jeder Verwundete, der hinter die Fronte geführt wurde, schien ihr in der Ferne Konrad. Auf ihren Knien liegend und betend erwartete sie den Ausgang einer jeden Action, und wenn die Truppen siegreich zurückkehrten, wenn Konrad mit einem grünen Zweige am Hute ihr munter entgegen kam, dann dankte sie Gott mit einer Inbrunst, die nur Gefahr und Liebe einflößen.

Bis jetzt hatte ein schützender Engel den braven Konrad überall begleitet; um ihn und neben ihm stürzten seine Kameraden, er allein blieb unversehrt; immer kam er mit dem Zeugniß, daß er sich brav gehalten, und immer ohne Wunden zurück. Nach und nach wurde er so kühn, daß er zum Treffen ging wie zum Tanze, und unter den Augen seiner Obern manchen Lorbeer erfocht, den alle Zeitungen ausposaunt haben würden, wenn der Held nicht ein gemeiner Soldat gewesen wäre.

So verstrich der Sommer des Jahres 1791 bis in den Erntemonat. Damals war der Tod der fürchterliche Schnit-

ter, der manche unreife Aehre abmähte, und die Saaten mit Menſchenblut düngte. Verſchanzte Lager wurden erobert, Batterien wurden geſtürmt. Muthig klimmte Konrad einem dieſer Feuerſchlünde entgegen, da ſauſte eine Kugel durch die Luft, nahm ihm den rechten Arm, und ſchleuderte den Körper hinab in den Graben. Da lag er hilflos, Leichen rollten auf ihn herab, andere Verſtümmelte miſchten ihr Aechzen mit dem ſeinigen, oben auf dem Hügel riefen ſeine Kameraden Victoria! er hörte es, befahl Gretchen und ſeine Seele Gott, und die Nacht des Todes umſchleierte ihn. Heftig blutete die Wunde, mit jedem Tropfen verminderte ſich die Kraft des Lebens, wenige Stunden noch, und er wäre nie aus dieſem Schlummer erwacht.

Getroſt, armer Konrad! ſchon ſucht die Liebe deinen Leichnam. »Daß ich ihn wenigſtens begrabe!« ſchrie Gretchen fürchterlich, auf dem Schlachtfelde herumirrend, und nicht achtend der Kanonenkugeln, die der nahe Feind noch immer herüberſandte. Haar und Halstuch flatterten in den Wind, ihre Schuhe waren verloren, Kieſel und Dornen durchſtachen ihre Füße. So wankte ſie unter den Leichen umher, kreiſchte den Namen des Geliebten, ſuchte ſeinen Körper mit ängſtlichen Blicken, und bebte ihn zu finden.

Endlich fand ſie ihn leblos unter aufgethürmten Leichen, ſie zog ihn hervor, ſie wuſch die Wunde mit ihren Thränen, ſie entblößte ihren Buſen und wickelte das Halstuch um den verſtümmelten Arm. Aber wie den Verwun-

beten fortſchleppen? keine Hilfe — keine Menſchen — keine Tragbahre — wozu das Alles? Angſt und Liebe geben Rieſenkräfte, ſie ladet ihn auf ihre Schultern, und trägt athemlos die geliebte Bürde in das Feldlazareth. Kaum iſt ſie vor dem Wundarzt angelangt, kaum hat ſie eine Bitte um ſchleunige Hilfe geſtammelt, ſo ſinkt ſie erſchöpft zu Boden, und erſt nach mehreren Stunden kehren Wärme und Leben in den liebevollen Buſen zurück.

Es war im Sommer des Jahres 1793, als die Gräfin P** abermals durch W** reiſte, ſich der intereſſanten Spitzenwäſcherin erinnerte, ihr Taſchenbuch hervorzog, und die Wirthin fragte: wo der Tiſchler Konrad Braun wohne? — Tiſchler? verſetzte die Wirthin, geweſen! Der arme Schelm wird in ſeinem eben keinen Hobel wieder anrühren. — Wie ſo? — Je, du mein Gott! weil er nur einen Arm hat, den andern haben ihm die heidniſchen Franzoſen abgeſchoſſen. — Wovon lebt er denn? — Von dem Fleiße ſeiner Frau, und von einer kleinen Penſion, die ihm der König gibt. Davon würde er aber nicht ſett werden, wenn das brave Weib nicht thäte. — Hat er die Spitzenwäſcherin geheirathet? — Die Spitzenwäſcherin? ja — aber woher kennen Ihro Gnaden — doch es iſt ja wahr, ich beſinne mich, ſie hat vor fünf Jahren Spitzen vor Ihro Gnaden gewaſchen. Nun, ſie wäſcht noch immer, wenn Sie ihr etwas zu verdienen geben wollen. — Das will ich, ſagte die Gräfin, wo wohnt ſie. — Ich werde

sogleich zu ihr schicken. — Nein, ich will selbst hingehen. — Ach, Ihro Gnaden wollen sich bemühen in eine schmutzige Gasse, ein kleines niedriges Haus — Das hat nichts zu bedeuten, lasse Sie mir nur vom Hausknecht den Weg zeigen.

In wenig Minuten stand die Gräfin vor Gretchens Hausthür. Es wurde angeklopft, ein schöner junger Mann mit Einem Arm that ihr auf. Er zog die Mütze ab, und nöthigte sie hereinzutreten. Da saß Gretchen mit einem kleinen Engel an der Brust, in dessen Anschauen sie so vertieft war, daß sie die Ankunft einer Fremden nicht einmal gleich bemerkte. Als sie nun aber die Augen aufhub, und ihre Wohlthäterin erblickte, Himmel! welche Freude glänzte auf ihrem Gesichte! Das ist sie! das ist sie! rief sie ihrem Manne zu, das ist die gute Frau, von der ich dir so oft erzählt habe! und flugs legte sie das Kind in die Wiege, ergriff die Hand der gerührten Gräfin, drückte sie feurig an ihre Lippen, bat sie, sich in den Großvaterstuhl zu setzen, wollte frische Milch holen oder Kaffee machen, rannte im frohen Taumel hin und her, griff bald nach diesem, bald nach jenem, und rief immer dazwischen: ich wußte wohl, daß sie uns nicht vergessen würde! habe ich es nicht immer gesagt? sie hat sich deinen Namen aufgeschrieben, sie wird uns noch einmal besuchen, ehe wir es uns versehen.

Der Mann stand und wischte sich mit seiner Mütze die Thränen aus den Augen. Könnte ich doch meine Hände falten, sprach er, und zu Gott für sie beten.

Wie iſt Er denn um ſeinen Arm gekommen, guter Mann? — Je, die Franzoſen haben mir ihn weggeſchoſſen. — Mich dünkt, Gretchen, es war Anno 88, als wir uns zum letzten Male ſahen, und damals ſtandeſt du im Begriff, deinen Konrad zu holen; aber damals hatten wir noch nicht Krieg? — Ja, gnädige Frau, verſetzte Gretchen, der Menſch denkt es, Gott lenkt es. Freilich wollte ich ihn holen, aber der böſe Jude, den ich nicht verdammen will — ach! ohne ihn hätte mein Konrad ſeine geſunden Gliedmaßen behalten! ohne ihn wäre ich drei und ein halbes Jahr früher das glücklichſte Weib geworden!

Nun hub ſie an zu erzählen von dem ſchönen Tage, an welchem die gnädige Frau ſie ſo großmüthig beſchenkt, bis zu dem, an welchem eine unglückliche Kartätſche ihren Konrad verſtümmelte; wie er damals drei Monate im Lazareth gelegen, und ſie nicht von ſeiner Seite gewichen, bis ihm Gott geholfen — — Ja, ſagte der Mann, Gott und du! ohne dich wäre ich hilflos geſtorben, wie ſo mancher andere brave Kerl — »Stille!« — Nein, nicht ſtille. Du warſt ſelbſt krank, konnteſt dich kaum auf den Beinen halten, und doch kamſt du nicht von meinem Bette, brachteſt in drei Monaten die Kleider nicht vom Leibe — »Stille!« — Nein, nicht ſtille. Wer war es, der den Feldſcheer dafür bezahlte, daß er mich ſorgſamer abwartete als die übrigen? und mit welchem ſauer erworbenen Gelde? und hatte ich das wohl verdient? ich, der ich — »Stille, lieber Konrad!« — Warum denn

ſtille? warum ſoll es die gnädige Frau nicht wiſſen, daß ich mich ſchwer an dir verſündigt hatte? weiß es doch unſer Herr Gott! und ſtrafte mich dafür von Rechtswegen, der Arm ging mit einer Kanonenkugel auf Reiſen, und der ſilberne Ring, den ich an der rechten Hand trug, ging mit zum Teufel, das thut mir faſt eben ſo leid als mein Arm. — »Habe ich dir nicht einen goldenen dafür geſchenkt?« — Nun freilich, du haſt mir mehr geſchenkt als das, Leben und Geſundheit, Nahrung und Freude. Wenn du nicht wäreſt, wo ſollte ich denn den Biſſen Brot — »Stille doch, lieber Konrad!« — Nein, nicht ſtille! der König gibt mir freilich eine kleine Penſion, aber was will das ſagen? Alles iſt theuer, arbeiten kann ich nicht, es würde verzweifelt knapp hergehen, wenn das brave Weib nicht mit der frühen Morgenſonne am Nähtahmen ſäße, oder am Waſchfaſſe ſtünde — »Nun iſt's genug, lieber Mann. Haſt du mich denn jemals klagen hören? habe ich dir nicht immer geſagt: Freud' und Leid, wie der Pfarrer ſpricht, ſoll man in der Ehe mit einander tragen. Uns aber ſchickte Gott das Leiden *vor* der Trauung zu, *nachher* haben wir noch keine böſe Stunde mit einander gehabt. Viel Arbeit? deſto beſſer! Arbeit macht geſund und froh, und wenn man vollends für den Geliebten arbeitet, o dann geht es flink von der Hand! freilich, nun der kleine Schreihals dazu gekommen iſt, ſo wird es mir zuweilen ein wenig ſauer; aber der kleine Schreihals ſchreit doch nicht immer, er lächelt auch zuweilen, — ſieh' nur, jetzt eben — dann iſt Alles vergeſſen!« —

Die Gräfin genoß einen unaussprechlich süßen Augenblick. Sanfte Thränen der Rührung schlichen sich über ihre Wangen, und benetzten den Busen, der von Menschenliebe wallte. »Ich muß mich schämen, liebes Gretchen,« sagte sie, »daß ich schon so lange in deiner Schuld bin.« — In meiner Schuld, gnädige Frau? — »Als ich vor fünf Jahren dir ein kleines Geschenk mit dem ausdrücklichen Versprechen machte, dir, so lange du lebst, jährlich eben so viel zum Behuf deiner Wirthschaft zu schicken —« — Wie gnädige Frau? das hätten Sie versprochen? — »Du bist sehr großmüthig, daß du dich stellst, als habest du es vergessen. Leider vergaß ich es selbst unter dem Gewühl von Zerstreuungen; aber heute, als ich die Thürme von W** erblickte, erinnerte ich mich dessen. Versprechen macht Schuld, Wort muß man halten, und ich werde in Zukunft nie wieder so saumselig sein. Hier sind —«

Mein Gott! gnädige Frau! Sie haben mir nichts versprochen. — »Frage nur meine Kammerjungfer, sie war Zeuge davon, aber du warst damals so ganz mit deinem Konrad beschäftigt, daß du d'rüber nur halb hörtest. Hier sind also für's Erste zweihundert und fünfzig Thaler alte Schuld. Meine Saumseligkeit hat doch etwas Gutes gestiftet, ihr habt das Geld nun auf Einmal beisammen, und könnt es auf Zinsen legen. Hier ist auch die Rente für dieses Jahr, und sobald ich nach Hause komme, will ich euch ein Instrument darüber schicken, damit ihr, wenn ich etwa sterben sollte —«

Konrad und ſein Weib hörten und ſahen nicht mehr. Sie lachten und weinten, ſie ſtammelten und beteten; Gretchen riß das Kind aus der Wiege, hing ſich damit an die Knie der Gräfin, der Mann ſtreckte ſeinen einen Arm gegen Himmel — es war ein Schauſpiel für Engel von verſchwiſterten Engelſeelen dargeſtellt. Die fein und ſtarkfühlende Gräfin konnte es nicht länger ertragen. Sie ſchlüpfte behende aus der Thür, Mann und Weib eben ſo behende hinter ihr drein. Mit holder Scham roſenfarb übergoſſen flog ſie über die Straße, Segenswünſche ſchallten hinter ihr her, die Vorübergehenden blieben ſtehen, und gafften, der wohlthätige Flüchtling ſchlug beſcheiden die Augen nieder, und als ſie ſich endlich in Sicherheit glaubte, drückte ſie dem Hausknecht einen Gulden in die Hand, damit er niemanden ſagen ſolle, was er geſehen.

Herrliches Weib! hier ſteht deine Büſte vor mir. Ich lege die Feder nieder und umarme den kalten Stein. Vergib! vergib einem Herzen, das dich liebt und bewundert, wenn es, uneingedenk deiner beſcheidenen Bitte, dieſen Zug deines Edelmuths der Welt bekannt machte. Heil dir und dem guten Gretchen! das mit der Schwärmerei einer Romanheldin den Ernſt einer treuen Gattin verband; die ſchönſten Frühlingsjahre der Liebe aufopferte, und endlich ſogar dem Ungetreuen vergab. Das hätte kein Mann gethan! Nein, ſo liebt kein Mann!

Ninon's Ketzereien in der Liebe.

Kontraste ergetzen. Was die Natur in einem liebenden Herzen wirkt, hat Gretchens rührendes Beispiel gezeigt. Jetzt will ich aus den Briefen der Ninon de Lenclos, der größten Künstlerin in der Liebe, die Bemerkungen ausheben, welche eine lange Erfahrung sie machen lehrte. Sie hat die Liebe studirt; sie hat, um mich eines unedlen Gleichnisses zu bedienen, die Speisen mit Gewürzen überladen, und dadurch den Geschmack für gute, gesunde Kost verloren. Wer über die Liebe nachdenkt, der liebt nicht mehr. Wer den Horaz, statt ihn zu lesen, erklären kann, der hat nur Gefühl für die Kunst. Man muß das Schöne empfinden, ohne zu wissen, warum es schön ist. Doch Ninon plaudert angenehm, und für die Welt, wie sie nun einmal ist, sagt sie viel treffendes und wahres. Der Umgang dieser Aspasia muß unaussprechlich reizend gewesen sein, und gern unterschreibe ich St. Evremond's Lob:

Mehr als Schönheit, mehr als Jugend,
Gab dir Ninon die Natur,
Eines Kato strenge Tugend,
Und die Wollust eines Epikur.

TAYLOR INST. OXFORD

Das Herz vereint und paart so viele gegenfüßlerische Dinge, daß, wer sich damit abgibt, es zu schildern, nothwendig oft in Widersprüche fällt; man glaubt es zu er-

haſchen, und umarmt einen Schatten. Das Herz iſt ein wahres Chamäleon, beſieh es von dieſer Seite, betrachte es von jener, du wirſt immer eine andere Farbe erblicken.

Liebe ſetzt das Herz in Bewegung, wie den Körper die Wärme. Lieben heißt den Wunſch der Natur erfüllen, heißt, mit einem Worte — ein Bedürfniß befriedigen. Aber hüte dich, dies Gefühl in Leidenſchaft übergehen zu laſſen. Gern würde ich auf die Liebe anwenden, was man von dem Gelde ſagt: ein vortrefflicher Bedienter, aber ein ſchlechter Herr. Soll ſie dich nicht beherrſchen, ſo vermeide den Umgang der ſogenannten achtungswerthen Weiber, und wähle ſolche, die angenehm unterhalten ohne gründlichen Ernſt. Im Jünglingsalter muß man in einem reizenden Weibe keinen Freund, ſondern nur eine Geliebte ſuchen. Der Umgang mit Weibern von heldenmüthigen Grundſätzen, oder mit ſolchen, welche die Verwüſtungen der Zeit nöthigen, nur noch durch Eigenſchaften zu glänzen, iſt ſehr gut für einen Mann, der ſo wie ſie ſelbſt, auf dem Rückwege iſt; für den Jüngling aber ſind ſie, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine zu gute Geſellſchaft. Reichthümer brauchen wir nur nach Maßgabe unſerer Bedürfniſſe. Wähle daher eine liebenswürdige Geſtalt, Sanftmuth, immer frohe Laune, Geſchmack in geſelligen Freuden; wähle eine, die vor einer Herzensangelegenheit nicht erſchrickt. Willſt du mehr, ſo ſuche dir einen Freund. Brauche jedes Ding, wozu es geſchaffen wurde.

Liebe wird nur gefährlich durch die erhabene Idee, welche man sich zuweilen von ihr macht. Leidenschaft ist nur ein blinder Instinkt, der gerade auf diesen Gegenstand fällt, ohne daß man sagen kann warum? Wird Liebe durch Freundschaft und Vernunft geleitet, so ist sie keine Leidenschaft mehr, sondern eine zwar warme, aber ruhige Hochachtung. Wandelst du hingegen in den Fußtapfen der alten Romanhelden, schwebst du in den Wolken; so wird die Liebe eine traurige, oft eine fürchterliche Narrheit, ein wahrer Fanatismus. Wo Vernunft oder Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, da ist die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerei. Fliehe beides!

Die Chimären der Vernunft sind Schaumünzen, im Handel und Wandel gelten sie nicht.

Eine Geliebte, die Hochachtung verdient, würde eine vortreffliche Gattin werden, du würdest sehr viel Ehrfurcht für sie haben; aber sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit — ganz und gar nicht. Eine Frau von solchen Verdiensten macht dich allzuklein in deinen eigenen Augen; du bist gezwungen sie hoch zu schätzen, vielleicht gar zu bewundern — gute Nacht Liebe! So viele Tugend ist ein Verweis für dich, eine überlästige Kritik deiner Schwachheiten, sie empört deinen Stolz, und wird der Stolz empört — gute Nacht Liebe! — Man hat es tausendmal wiederholt: wer unsere Leidenschaften zerstören würde, der würde uns selbst vernichten. Nur ordnen muß man sie. Sie sind Gift, das unter den Händen eines geschickten Arztes zum wohlthätigen Heilmittel wird.

Eine unerwartete Laune, ein Eigensinn in bester Form, eine Zänkerei vom Zaun gebrochen, machen oft mehr Wirkung auf die Männer, und fesseln sie sicherer, als die vernünftigste Vernunft. La Bruyere sagte einmal zu mir: der weibliche Eigensinn sei gewöhnlich mit der Schönheit verbunden, um ihr Gegengift zu sein. Das ist nicht wahr. Der Eigensinn im Gegentheil belebt die Schönheit. Nichts ist kälter als Bewunderung. Man gewöhnt sich so leicht an die schönsten Züge, wenn nicht ein wenig Bosheit und Laune diesen Zügen Leben und Wärme mittheilen. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart macht Langeweile, sie ist eine Statue, man hat immer Recht mit ihr, sie raubt einem die Freiheit zu zanken, und diese Freiheit ist oft ein großes Vergnügen. Launen sind das Salz der Liebe, ohne Salz verdirbt alles. Unruhe, Eifersucht, Zänkereien, Aussöhnungen, kleine Empfindlichkeiten, das sind die Nahrungsmittel der Liebe. Sie ist ein verzogenes Kind, von dem man sich doch nicht trennen kann. Sie ist nie stärker, als wenn man in der Hitze eines Streites im Begriff steht, ganz zu brechen. Sturm und Ungewitter sind ihr Element, alles an ihr ist krampfhaft. Will man ihr Diät vorschreiben, so zehrt sie ab — sie stirbt.

Wenn die Liebe eine Frau zuweilen wild und ungerecht macht, welcher feinfühlende Liebhaber wird sich darüber beklagen? Beweisen solche Ausschweifungen nicht die Stärke der Leidenschaft? Wer sich immer fein ordentlich in seinen Grenzen halten kann, der ist sehr mittelmäßig

verliebt. Dergleichen Aufwallungen in dem geliebten Gegenſtande, verſchaffen doch immer ein geheimes Vergnügen. Man beklagt ſich, und mitten unter Klagen fühlt man mit Entzücken, wie heftig man geliebt wird.

* * *

Es iſt ein abgedroſchener Grundſatz, wenn man behauptet: die Liebe laſſe ſich nicht gebieten. Weiber rechtfertigen dadurch ihre Schwachheiten; freilich müſſen ſie doch etwas haben, woran ſie ſich halten können. Sie gleichen dem Edelmann, von welchem Montaigne erzählt, daß, ſo oft das Podagra ihn quälte, er ſeinen Schmerz milderte, indem er auf den Schinken fluchte, den er gegeſſen. — Liebe iſt Sympathie — man iſt nicht Meiſter ſeines Herzens u. ſ. w. Das ſind Gründe, die man gar nicht widerlegen darf, man würde ſich die ganze Welt auf die Schultern laden. Und woher kommt es, daß dieſe Gemeinſprüche ſo viele Vertheidiger finden? weil Jedermann dabei intereſſirt iſt, daß es ſo und nicht anders ſei; denn haben wir einen dummen Streich gemacht, ſo tröſten wir uns damit, daß ein unwiderſtehliches Verhängniß uns dazu gezwungen hat. La Fontaine ſagt ſehr treffend:

Das Gute thun wir ſelbſt, das Böſe die Natur,
Wir haben immer Recht, Unrecht das Schickſal nur.

Ich bin nicht jener Meinung. Liebe iſt unwillkürlich zugeſtanden; das heißt: den erſten Eindruck können wir nicht vermeiden. Aber dieſen erſten Eindruck zu ſchwächen, ja ganz zu vertilgen, das halte ich für ſehr möglich. Flucht,

Zeit und Abweſenheit ſind Hilfsmittel, denen keine Leidenſchaft in die Länge widerſteht. Stark iſt die Liebe nur durch unſere eigene Schwäche. Aber gewöhnlich ſcheinen uns die Schwierigkeiten ſo groß, daß wir nicht den Muth haben, nach dem Siege zu ringen. Wenn es daher gleich keine unbezwingbare Neigung in der Natur gibt, ſo geſtehe ich doch gern, daß nur ſehr wenige bezwungen werden, weil man ſie nicht zu bekämpfen verſucht.

* * *

»Wiſſen Sie auch,« ſo ſprach ich eines Tages zu der Frau von**, »daß es Ihrem Geſchmack keine Ehre macht, den Marquis * dem Chevalier * aufgeopfert zu haben? Die Welt ſchließt von dem Gegenſtande unſerer Neigung auf uns ſelbſt, und die Vorzüge des Marquis ſind ſo auffallend —« »Ich weiß es« verſetzte ſie; »aber eben dieſe Vorzüge gaben ihm ſo viele Rechte über mich, und flößten ihm ſo viel Vertrauen auf ſich ſelbſt ein, daß mein Stolz beleidigt wurde. Und dann beunruhigte mich unaufhörlich jedes hübſche Weib? Bei einem allzuliebenswürdigen Manne muß man immer Schildwach ſtehen, immer Wer da! rufen. Zu zärtlich um nicht eiferſüchtig zu ſein, und doch zu ſtolz um es merken zu laſſen, war ich beſtändig in einem gewaltſamen Zuſtande; ich durfte mir nicht die kleinſte Koketterie oder Laune verſtatten. Gerade in einem Augenblicke, als ich dieſen Zwang am drückendſten fühlte, bot ſich der Chevalier mir an, und ſteht er gleich ſeinem Nebenbuhler weit nach, ſo iſt es doch kein kleines

Verdienſt, daß man mit ihm ungeſtraft Unrecht haben darf.“ — So erklärte ſich Frau von**, und ſo machen es faſt alle Weiber, wenn ſie es auch nicht ausdrücklich erklären. Ich behaupte, daß ſie nicht eher wählen, bis ſie ſorgfältig unterſucht und verglichen haben, welche Vortheile oder Nachtheile ſie bei der Wahl dieſes oder jenes Gegenſtandes finden werden; eine Berechnung, die oft die Eigenliebe macht, ohne daß wir ſelbſt davon wiſſen. Im Galanteriehandel haben beide Geſchlechter immer eine offene Rechnung unter ſich, jedes calculirt ſeinen Einſatz, und keines macht ſich eher zu etwas anheiſchig, bis es weiß warum, und — aufrichtig geſagt — bis es Hoffnung hat, das andere zu betrügen.

* * *

O ihr Männer! mit all eurer Gründlichkeit, Gelehrſamkeit, Vernunft, und was weiß ich! ſeid ihr die hochachtungswürdigſten und beklagenswürdigſten Geſchöpfe von der Welt. Spart Alles das auf für den Umgang mit Männern, wo dergleichen ſeinen Werth hat; unter uns hingegen, vertauſcht es gegen leichte Annehmlichkeiten. Das iſt die einzige Münze, die unter uns gilt; und hütet euch zu ſagen, es ſei falſche Münze. Will man zufrieden unter einem Volke leben, ſo muß man ſeine Sitten, auch zuweilen ſeine Albernheiten annehmen. Die Weiber gefallen durch eine reizende Geſtalt und liebenswürdige Eigenſchaften, und ſie verlangen, daß man eben dadurch auch ihnen gefalle. Was ſollen ſie mit der geometriſchen Gründlichkeit eures Geiſtes

anfangen? Sie fürchten euch; der Zwang, den sie sich anthun, verbannt den leichten Frohsinn, den sie zeigen, wenn man sich zu ihnen herabläßt. Wie dürfen sie es wagen, in den Augen eines Menschen liebenswürdig zu scheinen, der sie kaltblütig beobachtet? der sich nicht hingibt? der nichts zu ihrem Vergnügen beiträgt? Die liebe Vernunft macht den nämlichen Eindruck auf sie, den ein kalter Wind auf einen Menschen macht, welcher plötzlich aus einem warmen Zimmer tritt: sie zieht die Poren des Herzens zusammen, es kann sich nicht mehr ergießen. Gründliche Eigenschaften sind Goldstücke, aber im Handel und Wandel braucht man kleine Münze.

Es gibt Völker, welche statt der Metalle nur Muscheln gebrauchen. Sind jene Nationen nicht eben so reich, als wir mit allen Schätzen der neuen Welt? Metall und Muscheln erhalten ihren Werth nur durch Uebereinkunft; und was liegt daran, ob man sich des Einen oder der Andern bedient? wenn nur der Handel blüht. So auch in der Liebe, die Weiber wollen eure kostbaren Metalle nicht, sie wollen Muscheln. Ei so gebt ihnen Muscheln!

* * *

Beständigkeit! ist auch ein großes Modewort, aber nur in dem Munde solcher Männer, die ihre eigene Mittelmäßigkeit fühlen. Es ist ihnen gelungen, eine hübsche Frau zu fesseln, sie verzweifeln daran, auch einer Andern zu gefallen, und um den sauer errungenen Schatz nicht wieder zu verlieren, was thun sie? sie machen die Bestän-

digkeit zu einer erhabenen Tugend! die Unbeständigkeit zu einem entehrenden Verbrechen! und schwatzen so lange davon, bis endlich eine falsche Scham die Geliebte auf ewig an sie kettet. Aber liebenswürdige Menschen sind Effekten, die der Gesellschaft zugehören, ihre Bestimmung ist zu zirkuliren, und das Glück Mehrerer zu schaffen. Der Beständige ist eben so strafwürdig als der Geizhals, der ihm oft unnütze Reichthümer im Kasten verschließt, indessen Andere sie vortrefflich benutzen würden. Selten hört eine Leidenschaft von beiden Theilen zu gleicher Zeit auf; ist Beständigkeit dann nicht ein wahres Unglück? ist sie nicht gleich jenem Tirannen des Alterthums, der einen lebendigen Menschen mit einer Leiche zusammenbinden, und so langsam dahin sterben ließ? — Der Liebe treu sein, heißt für die Fortdauer seiner Freuden sorgen; der Geliebten treu sein, heißt langsam verschmachten, und sie zwingen, Tugenden zu heucheln, die sie nicht besitzt, oder ewig zu weinen, daß sie ihr nicht zu Theil wurden.

* * *

Es ist mit den Krankheiten des Herzens wie mit denen des Körpers, es gibt wirkliche und eingebildete. Nicht immer fesselt Liebe an ein Weib. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehen, das Fliehen vor sich selbst, das Bedürfniß, eine Herzensangelegenheit zu spinnen, der Wunsch zu gefallen, die Hoffnung, es werde gelingen, und hundert andere Ursachen, die einer Leidenschaft nicht im Geringsten ähnlich sehen; man nimmt

das für Liebe, und die Weiber selbst sind die Ersten, den Irrthum zu bestärken, denn ihre Eitelkeit ist geschmeichelt, und sie untersuchen selten, warum man ihnen den Vorzug gibt. Auch thun sie wohl daran, denn sie würden fast immer bei der Untersuchung verlieren.

Die Liebe ist eine Leidenschaft, welche durch sich selbst weder gut noch böse ist, sie wird nur gut oder böse durch die Gegenstände, auf welche sie wirkt. Zugestehen muß man ihr aber einen mächtigen Vortheil, nämlich den, daß sie unsere Lage verändert, und in Bewegung setzt, und dadurch einem unserer dringendsten Bedürfnisse abhilft. Einförmigkeit drückt uns zu Boden, Langeweile ist Gift; für Bewegung ward das Herz geschaffen, und was wäre unser Frühling ohne Liebe? ein Pflanzenleben. Die Liebe ist dem Herzen, was die Winde dem Meere. Wahr ist es, sie erregen oft Sturm, verursachen wohl gar Schiffbrüche; aber sie allein machen auch das Meer schiffbar, ein guter Steuermann muß sich zu helfen wissen. — Uebrigens wäre die Untersuchung, ob es dienlich oder undienlich sei sich zu verlieben? eine eben so große Thorheit, als die Frage: ob man Durst haben dürfe oder nicht? Soll man aller Welt das Trinken verbieten, weil es Leute gibt, die sich besaufen?

Wenn mir ein Mensch allzuviel von der Größe seiner Leidenschaft vorschwatzt, so kommt er mir vor wie Einer, der einen großen Verlust erlitten, und der es um seiner Ehre willen für nothwendig hält, einen unmäßigen Schmerz zu zeigen. Er fühlt die Trostgründe besser als irgend Je-

mand, aber er findet Wollust in seinen Thränen, es macht ihm Vergnügen zu glauben, und zehn Andere glauben zu lassen, daß sein Herz fähig ist, eine schöne Empfindung zu übertreiben, und dieser Gedanke rührt und erweicht ihn noch mehr; er schafft sich einen Götzen, dem er endlich aus Gewohnheit räuchert. So gelangen auch die Liebhaber endlich zu einem verliebten Fanatismus, und beharren um so hartnäckiger dabei, weil es ihr eignes Geschöpf ist. Es dünkt sie schändlich, zum gemeinen Menschenverstande herabzusteigen, und zu werden wie andere sündige Menschen. Welche Thorheit, die Liebe mit Würde zu behandeln! ehrsamen Anstand von einem Kinde verlangen, heißt das nicht ihm alle seine Grazie rauben? — Gott sei Dank! die Zeiten der riesenmäßigen Leidenschaften sind vorbei. Die fest gegründetesten Meinungen, die natürlichste und edelste Art zu denken, verschwinden aus der Welt wie eine Mode, so bald man sie lächerlich macht.

Der Himmel weiß, durch welchen Widerspruch die Menschen einen wechselseitigen Hang beider Geschlechter zu einander mit Schande belegt haben. Indessen fühlte man doch, daß man die Stimme der Natur unmöglich ganz ersticken könne. Wie zog man sich aus dieser Verlegenheit? man pflanzte eine geistige Liebe an die Stelle eines demüthigenden Bedürfnisses; man gewöhnte sich an tausend kleine nichts bedeutende Dinge, die eine erhitzte Einbildungskraft endlich für das Wesen der Liebe nahm; Dinge, die nur erfunden wurden, um ihre vorgebliche Ungestaltheit

zu verhüllen. Immer glauben zwei Verliebte im Anfang, von den zarteſten Geſinnungen beſeelt zu ſein. Sie erſchöpfen alle Spitzfindigkeiten der Metaphyſik, ſie ſind trunken davon. Aber bald behauptet die Natur ihre Rechte, die befriedigte Eitelkeit ſchweigt, das Herz redet, begehrt laut, und mit aller Verachtung der Wolluſt ſehen ſich die guten Menſchen plötzlich eines Tages nach vielen Umſchweifen auf dem nämlichen Punkt, wo ein ehrlicher Bauer ſeine Liebesgeſchichte anfing.

Einer entſtehenden Liebe ſcheint Alles von Wichtigkeit. Die Hoffnung der geringſten Gunſtbezeigung würde ein ſchweres Verbrechen ſein; nur zitternd erlaubt man ſich die unſchuldigſte Liebkoſung. Ein Liebhaber begehrt anfangs gar nichts, oder doch nur ſo wenig, daß eine Frau ſich in ihrem Gewiſſen verbunden glaubt, ihm ſeine edle Uneigennützigkeit recht hoch anzurechnen. Um irgend eine Kleinigkeit zu erlangen, betheuert er, nie mehr begehren zu wollen, und mitten unter dieſen Betheuerungen ſchreitet er vorwärts, wird vertraulicher. Ein Handkuß zum Beiſpiel, mein Gott, wer wird das einem Manne verſagen, mit dem man täglich umgeht? aber was heute von ſo geringer Bedeutung ſchien, verbunden mit dem, was man geſtern bewilligte, wird endlich ſehr bedeutend in Vergleichung mit dem, was man den erſten Tag gewährte. Eine Frau, durch die Beſcheidenheit ihres Liebhabers ſicher gemacht, wird die unmerkliche Aufſtufung ihrer Schwachheit nicht gewahr. Er betrug ſich ja anfangs mit ſo vieler Schonung, er zeigte ſo

viel Ehrfurcht ſelbſt dann, wenn er im Begriff ſtand, ſich zu vergeſſen, wie könnte ſie Mißtrauen in ihn ſetzen? Auch war ſie ja ganz Meiſter über ſich ſelbſt; die Kleinigkeiten, die er begehrte, wurden ihr ſo leicht abzuſchlagen, wie viel mehr wird ſie bei wichtigeren Bitten ſich ſtark zum Widerſtande fühlen. Nach und nach wird ſie ſo ſtolz auf ihre Tugend, daß ſie ſogar ſelbſt zuweilen die Gefahr herbei lockt, um ihre Waffen zu verſuchen. So ſteht ſie endlich am Ziele, voll Erſtaunen, wie es möglich geweſen, bis dahin zu kommen, und der Liebhaber erſtaunt oft nicht weniger darüber. Ja wahrlich! oft iſt nicht einmal Liebe vonnöthen, um die Tugend eines Weibes zu überliſten, Gelegenheit und Zufall überraſchen nur allzuoft. Jene Tugend iſt eine Täuſchung der Erziehung, ſie verläßt euch in der Noth, und mit dem aufrichtigſten Entſchluß zu kämpfen, gibt es unſelige Augenblicke, wo die Tugendhafteſte oft die Schwächſte iſt. Das macht, die Natur wacht ſtets über ihren Vortheil. Das Bedürfniß zu lieben gehört zu dem Weſen eines Weibes.

Wir bedienen uns zweierlei Gattungen von Empfindungen; die eine kramen wir aus, um dadurch eine hohe Idee von uns zu erwecken, die andere behalten wir in petto. Von der einen reden wir, und nach der andern handeln wir. Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus ſchwatzen, endigen ſich immer eben ſo, wie die der gewöhnlichen Weiber. Man zeige mir eine Schülerin des Plato, die vom achtzehnten bis in's dreißigſte Jahr ihrem großen Leh-

rer treu geblieben, und ich mache mich dagegen anheiſchig, eine reizende Frau zwiſchen ſechzig und achtzig aufzuſtellen.

Der Widerſtand, welchen eine Frau leiſtet, iſt nicht immer ein Beweis ihrer Tugend, oft mehr ein Beweis ihrer Erfahrung. Wenn wir aufrichtig ſein wollen, ſo müſſen wir geſtehen, daß wir im erſten Augenblicke immer Neigung fühlen, uns zu ergeben, und nur die Ueberlegung kommt uns zu Hilfe. Die Natur gebietet uns Liebe, die Erziehung verbietet ſie, und rechnet uns den Sieg über unſer Herz für Ehre an. Die Neigung zu widerſtehen, iſt nicht natürlich, ſondern ein Werk der Kunſt, dieſe Kunſt hat ihre Regeln, aber was iſt Theorie, wenn man mit der Praxis unbekannt bleibt? Das Handwerk einer tugendhaften Frau gleicht allen übrigen, man vervollkommt ſich darin durch Uebung, und wer die Liebe nicht kennt, wer nun zum erſten Male mit Lebhaftigkeit angegriffen wird, — wehe der Armen! ſie iſt weit weniger im Stande, ſich zu vertheidigen, als die, welche im Kampf gegen Männer, die ſie nicht liebte, denen zu widerſtehen lernte, die ſie liebt. Sie hat nie ihre Kräfte verſucht, nie ihre Schwäche gekannt, konnte ihr alſo auch nicht, wie jene, durch Liſt und Verſtellung zu Hilfe kommen. Das Staunen über die Neuheit ihrer Lage bei einem überraſchenden Angriff, der Aufruhr ihrer Sinne, der Taumel ihrer Einbildungskraft, ſelbſt der Zorn; Alles das beſchäftigt ſie ſo ganz, daß ſie ſich noch immer über den Angriff wundert, wenn die Niederlage bereits entſchieden iſt. Für ſolch ein Weib iſt die Verführung

nicht gefährlich, ein furchtsamer, bescheidener Mann wird sie ihren Pflichten nicht untreu machen; gebt ihr Zeit zu überlegen, und ihr findet sie unter den Waffen; aber ich stehe für nichts, wenn ein kühner, unternehmender Liebhaber ihre Sinne zu reizen weiß, wenn er glücklich genug ist, einen jener schwachen Augenblicke zu treffen, deren wir ach! so viele haben.

Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft vorgeben; wenn sie blos durch Geist und Herz gefallen wollten; wozu das ängstliche Bestreben, durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? was hat der Geist mit einer schönen Haut, einem zierlichen Wuchs gemein? welche Widersprüche! wenn man sie sieht, sollte man glauben, in ihren Augen sei Schönheit das einzige Verdienst; und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie gar keinen Werth darauf setzten.

* * *

Es ist eine lächerliche Ungerechtigkeit, einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Gesinnungen nicht erwiedert werden. Ist die Liebe nicht eine unwillkührliche Laune? wofür ist die Geliebte euch Dank schuldig? hat sie euch befohlen zu lieben? kann sie dafür, daß sie euren Schwindel nicht theilt? und daß euer Stolz das übel nimmt? muß sie denn gerade in derselben Minute eine Närrin werden, in welcher ihr Narren wurdet?

Uebersieht man die Männer, so sind sie außer sich; läßt man aber nur ein Wort zu ihrem Vortheil entschlüpfen

ſo kann es nicht anders ſein, man muß ſie lieben; ihre Eitelkeit ergreift Alles, nährt ſich von Allem, und beim Licht beſehen, lieben ſie wenigſtens nur aus Erkenntlichkeit. Wahr iſt's, die Weiber ſind über dieſen Punkt um nichts beſſer als die Männer, und folglich iſt die Galanterie ein Handel, wo Keiner im Vorſchuß ſein will, wo man ſich gern dem Andern verſchuldet glaubt, und der Stolz iſt immer williger zu bezahlen als zu geben. Aber wie oft täuſcht man ſich! wie oft hat der die erſten Schritte gethan, der nur aus Dankbarkeit zu handeln glaubt. Wenn zwei Liebende ſich aufrichtig über das Entſtehen und den Fortgang ihrer Leidenſchaft erklären wollten, welche Bekenntniſſe würden wir hören! Die Liebe iſt gewöhnlich ein Geſchöpf der Eitelkeit; wechſelſeitige Schmeicheleien ſind der Keim, aus welchem ſie hervorſproßt. Man hat ihr die Thorheit zur Führerin gegeben, aber man ſollte die Thorheit immerhin durch die Schmeichelei ablöſen laſſen. Nie öffnet ſich das Herz einer Schönen, ehe du ihrer Eitelkeit nicht den gebührenden Tribut gezollt.

Oft wähnt man ſich auch geliebt, weil geliebt zu werden ein Bedürfniß iſt; gleich jenen Enthuſiaſten, die mit überſpannter Einbildungskraft Alles ſehen, was ſie ſehen wollen, glaubt man bei Andern die nämlichen Geſinnungen zu finden, weil man ſie zu finden wünſcht. Wie wohl thäten die Weiber, wenn ſie ihre Gefühle im Buſen verſchlöſſen, denn von der Gewißheit, geliebt zu ſein, machen die Männer gewöhnlich einen ſehr üblen Gebrauch. So

bald die Geliebte die Rolle des Liebhabers übernimmt, kann sie darauf zählen, vernachläßigt zu werden; der demüthige Sklave wird ein Tirann.

Es ist ein Betrug der Eitelkeit, wenn die Männer sich um ihrer Verdienste willen geliebt glauben. Wir Weiber treten in die Welt mit dem unbestimmten Bedürfniß zu lieben. Warum wir gerade Diesen oder Jenen vorziehen? davon können wir keine Ursache angeben, und oft würden wir erröthen, wenn wir es könnten. Man setzt sich zu Tische, und hat mehr Appetit zu dieser als zu jener Schüssel, aber wer kann sagen warum? Durch die Verdienste des geliebten Gegenstandes wird eine Wahl beschönigt, aber nie bestimmt. Man liebt immer nur um sein Selbst willen, man sucht nur sein eigenes Glück. Laune, Eitelkeit, Temperament, Langeweile, das Bedürfniß einen Menschen um sich zu sehen, den unsere kleinen Vollkommenheiten entzücken; sehet da die ersten Keime unserer Liebschaften. Der Zufall bietet uns einen Gegenstand dar, wir nehmen ihn an, aber wir wählen ihn nicht. Also, meine Herren, mäßigen Sie Ihren Stolz, denn Sie sind gewöhnlich nur die Werkzeuge unserer Vergnügungen, oder die Spielwerke unserer Launen.

Was ist lächerlicher als die Art und Weise, wie die meisten Liebenden mit einander umgehen! Der geringfügigste Zufall ist von der ernsthaftesten Wichtigkeit, und die kleinste Wolke trägt Sturm in ihrem Schooße. Ist der Schönen ein Blick auf einen andern Schäfer entschlüpft, ha! welch ein Zorn entflammt die Augen des begünstigten

Liebhabers! Staatsumwälzungen werden nicht mit mehr Würde behandelt, als der Krieg, den ſich beide erklären. Beißende Vorwürfe, ſtachlichte Komplimente, ſpitzige Empfindlichkeiten; man verläßt ſich ſchmollend; ſauerſüße Billets fliegen hin und her, Kammermädchen unterhandeln, Freunde ſchlagen ſich in's Mittel, es werden Bedingungen entworfen, verworfen, vermindert, vermehrt und verbeſſert. Man ſollte glauben, es beträfe die Wohlfahrt zweier Republiken. Ich habe auch geliebt (denn wer hat nicht Einmal in ſeinem Leben dieſe Thorheit mit gemacht?), und wenn nun eine ſolche ernſthafte Zänkerei uns recht ernſthaft beſchäftigte, wenn Jeder von uns ſeine Rechte und Gründe mit demjenigen feierlichen Anſtand vortrug, der ſich bei ſo wichtigen Dingen geziemt; ſo widerfuhr es mir zuweilen, daß ich genau Achtung gab auf das, was wir ſagten, und auf den Ton, wie wir es ſagten; plötzlich ergriff mich dann eine unwiderſtehliche Luſt zu lachen, ich war nicht mehr Herr über mich, ich platzte aus — welche Unſchicklichkeit! man denke, wie die Amtsmiene meines Liebhabers ſich noch mehr in Falten legte! aber ich konnte mir nicht helfen, je feierlicher er wurde, je unmäßiger mußte ich lachen, und es blieb ihm am Ende nichts anders übrig, als mit zu lachen. — War das nicht das vernünftigſte? wenn man doch Einmal eine Thorheit begehen muß, ſo ſei ſie wenigſtens nicht von ſchwarzer Farbe, ſonſt macht man nur ſich und Andern Langeweile.

Man klagt über die Verſtellungskünſte der Weiber.

Mein Gott! Alle würden aufrichtig sein, wenn das das Mittel wäre, den Männern zu gefallen. Aber nichts weniger! nur Schwierigkeiten entflammen; man ist gewahr worden, daß, um der Liebe einen größeren Reiz zu geben, Ein Theil versagen müsse, was beide Theile gleich heftig wünschen. Aber die Männer haben sich die leichteste Rolle ausgesucht; wir armen Geschöpfe hingegen müssen unsere ganze Ehre darein setzen, unsere Gesinnungen so fein als möglich zu verbergen; und ertappen wir uns etwa gar auf einem nicht ganz geistigen Gefühl, so müssen wir uns schämen, und mit der größten Anstrengung dergleichen contrebande Empfindungen unterdrücken. Wir thun das auch oft mit kindischer Aufrichtigkeit, so wie ein hübsches Mädchen häßliche Zähne zu verbergen sucht; es wird den Mund nicht gern aufthun, wenn es auch ganz allein ist, und durch die lange Uebung, vor sich und vor Andern einen Fehler zu verstecken, vergißt man ihn endlich in der That.

Es wäre nicht einmal gut, wenn beide Geschlechter sich immer zeigten, wie sie wirklich sind. Man ist überein gekommen, Komödie zu spielen, würde man nun seine wahren Gesinnungen zeigen, so würde man aufhören, Schauspieler zu sein. Die nackende Natur ist nicht immer schön. Genießet den Zauber, ohne zu forschen, wie und warum er wirkt. Wer die Liebe zergliedert, will geheilt sein. Psyche verlor ihren Amor, weil sie ihn kennen wollte.

Wenn eine Frau die Gelegenheit zu Erklärungen vermeidet, wenn sie Alles, was der Liebhaber thut, um ihr zu

gefallen, kaum zu bemerken scheint, wenn sie die faden Schmeicheleien eines Dritten mit Freundlichkeit beantwortet, so bald sie hingegen mit ihm spricht, ernsthaft und zerstreut ist; wenn sie die Aeußerungen seiner Zärtlichkeit in Scherz verdreht, oder dem Gespräche eine andere Wendung gibt; so beweist Alles das weiter nichts, als daß sie — verliebt ist. Wozu eine umständliche Erklärung? Geliebt zu sein, davon überredet sich eine Frau weit leichter durch das, was sie erräth, als durch das, was man ihr sagt. Man will nichts hören, weil man schon vorher weiß, was man hören wird. Wollte man die Männer reden lassen, so würde man gezwungen sein, böse zu werden, und das will man vermeiden. Ein wenig mehr Dreistigkeit von Seiten des Liebhabers würde beiden viel Zwang ersparen. Herr ** pflegte zu sagen: »ein ehrlicher Mann darf wohl wie ein Unsinniger verliebt sein, aber nie wie ein Narr.« Das heißt aber nicht, man müsse die Kühnheit zu weit treiben. Um mit Erfolg kühn zu sein, muß man vorher das Recht dazu erlangt haben, und den Augenblick gut zu wählen wissen. Das ist nicht leicht, ich gestehe es. Uebereilung und Saumseligkeit sind gleich gefährlich. Es gibt keine absolute Verwegenheit, sondern sie ist immer relativ nach dem Grad der Tugend, den eine Frau zu besitzen glaubt. Montaigne hat ganz Recht zu sagen: »Die gibt oft mehr, die weniger zu geben scheint, weil das Wenige ihr mehr kostet, als der Nachbarin ihr Alles.«

Man hüte sich, eine Frau anzugreifen, von welcher ge-

liebt zu ſein man nicht gewiß iſt. Nichts ſchmeichelt unſerer Eitelkeit mehr, als die Gelegenheit, unſere Tugend glänzen zu laſſen im Kampfe mit einem Manne, den wir nicht lieben. Wehe dem Verwegenen! den wir zum Opfer erkieſen, unſern guten Ruf zu befeſtigen. Welches Vergnügen, einen ſchimmernden Sieg davon zu tragen, der unſerem Herzen nichts koſtet.

Hingegen gibt es eine gewiſſe Schüchternheit des Liebhabers, die ſelten ihren Zweck verfehlt. Wenn aus jedem ſeiner glühenden Blicke die Leidenſchaft ſpricht, und er doch dabei ſich alle Mühe zu geben ſcheint, ſie zu verbergen; ſo iſt dieſes Paaren von Liebe und Ehrfurcht doppelt ſchmeichelhaft für die Geliebte, denn das Eine iſt ein Opfer, ihren Reizen gebracht, und das Andere ein Tribut ihrem Stolze bezahlt. Manche, die am zarteſten empfinden, gewähren lieber dem, der nichts zu fordern wagte; es macht ihnen Vergnügen, ihm Zutrauen einzuflöſſen; mißbraucht er es in der Folge, ſo fühlen ſie ſich weniger beleidigt, denn ſeine Kühnheit iſt ihr eigenes Werk. — Die Weiber wollen, man ſoll ſie unüberwindlich glauben, aber doch nie ſo handeln, als ob man es glaubte. Sie wollen weder durch den übel gewählten Zeitpunkt einer Verwegenheit zum Zorn, noch durch eine übertriebene Furchtſamkeit zur Ungeduld gereizt werden. Es gibt keine, die ſich nicht Schwachheiten erlaubte, aber das Meiſterſtück der Kunſt iſt, tauſend feine Entſchuldigungen dafür zu finden, um ſich Vorwürfe zu erſparen. Sie verlangen eine gefällig ſchonende, aber keine

alberne unthätige Ehrfurcht. Die von der erstern Gattung ist für uns das, was die holde weibliche Schamhaftigkeit für die Männer ist: ein Reiz mehr, ein liebliches Hinderniß unserer Freuden, der Sieg erhält dadurch einen neuen Werth.

Wenn man uns stufenweise an den Gedanken gewöhnt, daß man uns nicht mehr gleichgiltig glaubt, wenn man von unserer Gegenliebe überzeugt scheint, so erlangt man sie wirklich nicht selten dadurch. Aber wenn die furchtsame Bescheidenheit uns ewig zuruft auf unserer Hut zu sein, so ist es am Ende nicht mehr unser Herz, nicht mehr unsere Tugend, die wir vertheidigen, sondern der Stolz allein kämpft mit Waffen, die ihr selbst ihm in die Hände gebt, und der weibliche Stolz ist euer gefährlichster Feind.

Die Weiber halten sich nicht bei Definitionen und gründlichen Untersuchungen auf, aber sie fühlen, und ihr Gefühl ist richtig, es dient ihnen statt aller tiefsinnigen Beobachtungen, es ist eine Art von Instinkt, der sie von der Gefahr benachrichtigt, und sie eben so sicher leitet, als die aufgeklärteste Vernunft.

Wenn eine Frau vor dem Namen Liebhaber erschrickt; wenn sie ihn versichert, sie werde ihn recht sehr hoch schätzen, im Fall er vernünftig sein, und sich mit ihrer Freundschaft begnügen wolle; so muß er darüber nicht mit ihr streiten, denn der Name thut nichts zur Sache, und die Liebe ist in solchen Fällen bereits vorhanden. Wenn sie an seiner Aufrichtigkeit zweifelt, seinen Unbestand fürchtet, alle Männer

falsch und treulos schilt, und deshalb nie lieben will; so ist die Liebe auch nicht weit mehr. Ueberhaupt ist der Vorwurf der Falschheit, welchen man den Männern so oft macht, höchst ungerecht, denn ich bin fest überzeugt, daß in dem Augenblicke, wo sie Liebe schwören, sie es immer aufrichtig meinen. Sie verlieben sich in ein Weib, das heißt, sie fühlen das Verlangen, es zu besitzen, ihre glühende Einbildungskraft leiht diesem Besitz einen zauberischen Reiz und eine ewige Dauer. Daß diese Glut einst verlöschen könne, scheint ihnen unmöglich; sie schwören, daß sie nie aufhören werden uns zu lieben, sie schwören es mit dem redlichsten Herzen; daran zweifeln, hieße sie tödtlich beleidigen; indessen versprechen sie doch mehr als sie halten können, und erschrecken selbst nicht wenig, wenn sie merken, daß sie kälter werden, und sind gutherzig genug sich Vorwürfe darüber zu machen. Noch eine Zeit lang halten sie aus, zwingen sich wie vormals von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht mehr fühlen, und wenn sie sich lange genug gemartert haben, so entschlüpfen sie, werden unbeständig, und meinen es doch eben so ehrlich, als damals, da sie schwuren ewig zu lieben.

Nie behandelt eine Frau ihren Liebhaber nachlässiger, als wenn sie ihn allzuverliebt glaubt, um ihr entschlüpfen zu können. So steigert der Krämer seine Waren, wenn er merkt, daß man große Lust hat, sie zu kaufen. Mäßigt daher eure Leidenschaft, zeigt deren weniger, um desto mehr zu erwecken. Wir fühlen den Werth eines Gutes nur in dem Augenblicke, der uns mit dessen Verlust bedroht. Kleine

Verstellungskünste sind nothwendig zum Glück zweier Liebenden, ja zuweilen ist es sogar nicht übel, ein wenig Bösewicht zu sein; und wenn es gleich in allen andern Fällen besser sein mag, die Rolle des Betrogenen, als die des Betrügers zu spielen, so werden doch in der Liebe nur die Dummköpfe betrogen, und die Betrüger haben immer die Lacher auf ihrer Seite.

Was ich oben gesagt, gilt aber nur bei einer Frau von Welt; bei der Novize ohne Erfahrung hingegen, wagt man nichts, die ganze Stärke seiner Leidenschaft zu zeigen. Sie wird ihre Dankbarkeit nach der Größe des Eindrucks abmessen, den ihre Reize machten, eure Liebe wird der Thermometer der ihrigen sein.

* * *

Soll ich die Eifersucht definiren? sie ist nichts anders als der Schmerz, sehen zu müssen, wie die Verdienste eines Andern auf ein Herz Eindruck machen, welches zu besitzen wir uns allein würdig glauben. Also Eitelkeit! Gern würde man als ersten Beweis der Liebe eine gänzliche Entfernung, eine auffallende Gleichgiltigkeit gegen alle andere fordern; nur für den Geliebten sollen wir Augen haben, nichts auf der Welt werth finden, mit ihm verglichen zu werden. Aufhören geliebt zu sein, ist ein Unglück, das oft nur aus einer bloßen Laune entspringt; aber durch einen Andern verdrungen werden, welche Demüthigung! Man tröstet sich allenfalls über das Eine, das Andere verzeiht man nie. Das macht, Jenes verwundet nur die Liebe, und dieses die Eitelkeit.

Es ist sehr unbesonnen, eine solche Furcht sich auch nur merken zu lassen, denn man gewöhnt dadurch die Geliebte an den Gedanken, daß es möglich sei untreu zu werden, und wenigstens wird sie von dem Augenblicke an sich ein Verdienst aus ihrer Treue machen. Zeigt man hingegen eine vollkommene Sicherheit, so wird der Gedanke, einen Andern lieben zu können, im Keim erstickt. »Wer seiner Sache so gewiß ist, der muß das wohl verdienen, allen Andern vorgezogen zu werden.« Das ist die Logik der Weiber. Ein Herz, das man nur durch Zwang und Vorwürfe an sich fesselt, kann es einen feinfühlenden Mann beglücken? ich irre mich, kann man auf diese Art ein Herz fesseln?

* * *

Es ist drollig, daß die Männer oft so hartnäckig darauf bestehen, das wörtliche Bekenntniß: ich liebe Sie von unsern Lippen zu hören. Wozu das? man muß gerade umgekehrt einer Frau die Fortschritte ihrer Neigung verhehlen; sie muß lieben, ehe sie noch es sich selbst gesteht. Wir wollen durchaus nicht sagen: ich liebe Sie, eben weil wir fühlen, daß wir lieben. Wir thun übrigens alles Mögliche, um es euch merken zu lassen, und wie Manche gewährt bedeutende Gunstbezeugungen, ehe sie dieses fürchterliche Wort ausspricht. Das ich liebe Sie ist freilich an sich selbst kein Verbrechen, aber wir erschrecken vor den Folgen, wir fühlen recht gut, wozu es uns verbindet. Die Hartnäckigkeit der Männer, dies Geständniß zu erpressen, ist übrigens abermals Eitelkeit; auch das fühlen wir, und es

empört uns; denn so nachsichtsvoll wir gegen jede Thorheit sind, die aus Leidenschaft entspringt, so unerbittlich sind wir, wenn unsere Eigenliebe mit der männlichen zusammen trifft. Mit einem Worte: nicht die Geständnisse sind wirklich schmeichelhaft, welche wir machen, sondern nur die, welche uns entwischen.

* * *

Wenn eine Frau, ihrem Liebhaber zu gefallen, einen Nebenbuhler aufopfert, so ist der Sieger im Taumel des Entzückens, er hält es für einen entscheidenden Beweis seiner Vorzüge; und was hat denn die Frau eigentlich gethan? Liebte sie diesen Nebenbuhler, und konnte ihn dennoch aufopfern, so hat sie aufgehört ihn zu lieben; wo ist dann der schmeichelhafte Vorzug? Liebte sie ihn aber nicht, so hat es ihr ja noch weniger gekostet, und in beiden Fällen hat also der begünstigte Liebhaber den Sieg über einen Menschen davon getragen, der ihr gleichgiltig war, den sie vielleicht gar haßte.

* * *

Immer wird eine Frau von zwei unvereinbaren Leidenschaften hin und her geworfen, nämlich von der Begierde zu gefallen, und der Furcht, ihren guten Ruf zu verlieren. Daher freuen wir uns, wenn wir eine Gelegenheit finden, andere Weiber zu demüthigen, sie die Macht unserer Reize sehen zu lassen; daher lieben wir die Unbesonnenheiten, welche unsern Liebhabern in großen Gesellschaften entschlüpfen: er war nicht Herr über sich, unsere Schönheit machte

ihn alle Convenienzen vergeſſen, wir zürnen zum Schein darüber, aber im Grunde überzeugt uns das inniger von ſeiner Liebe, als die ehrfurchtsvollſte Beſcheidenheit, wodurch unſere Reize in den Augen der Welt nichts gewonnen hätten. Aber freilich wird dieſe Freude durch manche Bitterkeit vergiftet, denn die Welt macht keinen Unterſchied zwiſchen einer Frau, die da erlaubt, daß man ſie liebe, und einer ſolchen, die den Liebhaber belohnt. Indeſſen wird zwar allein und bei kaltem Blute eine vernünftige Frau immer ihren guten Ruf dem Ruhm ihrer Reize vorziehen; aber Nebenbuhlerinnen gegenüber, die ihr den Preis der Schönheit ſtreitig machen, opfert ſie lieber den Erſtern zu Gunſten des Letztern auf. Sollte der ſtürmiſche Liebhaber ſie auch tauſendmal compromittiren, das Vergnügen ſich vorgezogen zu ſehen, überwiegt Alles. Nach und nach wird ſie ſeine Anhänglichkeit belohnen, ſie wird glauben aus Erkenntlichkeit zu handeln, ſie will nicht undankbar ſcheinen, und ſiehe da, ſie liebt.

Indeſſen ſollten die Männer klüger ſein als wir, ſie ſollten bedenken, wie ſehr ſie uns durch ihre Unbeſonnenheiten Preis geben. Und wir, wir ſollten bedenken, daß nicht eigentlich der Augenblick, in welchem wir uns ohne Rückhalt unſerer Zärtlichkeit überlaſſen, unſerm Rufe ſchadet; ſondern daß wir ihn vielmehr im Kleinen verſchwenden, durch alle die Unvorſichtigkeiten, welche wir uns erlauben, ſo lange wir noch an der Aufrichtigkeit der Geſinnungen unſers Liebhabers zweifeln. Alle Welt ſieht und hört das. So-

bald aber zwei Liebende einig sind, so bald verbergen sie ihre gegenseitige Neigung geschickt genug. Nur Schade, daß dann die Welt nicht vergessen will, was sie vormals sah und hörte, und so — man bewundere doch das Launenhafte in allen diesem — so leidet der Ruf gerade nur durch das, was man vormals that, ihn zu erhalten; gerade in der Zeit ging er verloren, wo die unbesiegte Tugend noch wacker kämpfte.

Weit entfernt, stolz auf diese Tugend sein zu können, weiß man ja nicht einmal, ob man sie auch wirklich hat? Kann man einen Menschen tapfer nennen, der sich nie herumschlug? Nur die Versuchung gibt unserer Tugend das Dasein, wie die Gefahr dem Muthe. So lange man den Feind nicht kennt, ist er nicht fürchterlich, wer kann errathen, wie stark der Widerstand sein muß? Wenn also eine Frau sich mit ihrer Tugend schmeicheln will, so muß weder die günstigste Gelegenheit, noch die zärtlichste Liebe, noch die Gewißheit des Geheimnisses, noch die unbegrenzteste Achtung, das vollkommenste Zutrauen zu ihrem Liebhaber, Alles das muß nicht im Stande sein, sie zu erschüttern. Sie hat noch nichts gethan, wenn sie der Liebe widerstand ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Gelegenheit.

Steht es in unserer Macht, uns den oder jenen Körperbau zu geben? steht es in unserer Macht, eine heftige Leidenschaft zu verhüten, oder alle Begegnisse unsers Lebens so einzurichten, daß wir uns nie mit einem Liebha-

ber allein finden, den wir anbeten, der ſeine Vortheile kennt und zu benutzen weiß? Können wir dafür ſtehen, daß ſeine vielleicht unſchuldigen Liebkoſungen unſere Sinne nicht in Aufruhr bringen? Vermag das Eiſen dem Magnet zu widerſtehen? Dankt dem Himmel, daß er euch nie in ſolche verführeriſche Lagen ſetzte, aus welchen ihr euch nicht beſſer gewickelt haben würdet als Andere eures Gleichen. Dankt dem Himmel, aber werdet nicht übermüthig.

Der größte Beweis, wie wenig Selbſtſtändigkeit die weibliche Tugend hat, iſt die Vorſicht, welche eine tugendhafte Frau anwendet, um die Gefahr zu vermeiden. Sie hütet ſich vor der geringſten Kleinigkeit, weil ſie weiß, wie weit Kleinigkeiten oft führen, und weil es leichter iſt, durch äußere Strenge den Männern die Luſt zum Angriff zu benehmen, als ihren Angriffen zu widerſtehen. Warum verläßt ſich denn eine ſorgſame Mutter nicht auf die fromme Erziehung, welche ſie ihrer Tochter gab? nicht auf die Grundſätze, welche ſie ihr einflößte? nicht auf die Furcht vor der Schande? ſie weiß recht gut, daß alles das nicht hinlänglich iſt, darum bewacht ſie ſie ſorgfältig, und läßt ſie nicht aus den Augen; ſie raubt ihr die Möglichkeit der Verſuchung zu unterliegen. Aber hat denn ein gefeſſelter Sklave Dank verdient, wenn er nicht davon läuft?

In welcher Klaſſe findeſt du die Freudenmädchen? in der, die nicht reich und nicht glücklich genug war, um die Tugend unaufhörlich hinter Bollwerken zu verſchanzen; die

den kühnen Angriffen der Männer leichter und öfter ausgesetzt blieb; die weder durch Erziehung noch Beispiel, weder durch Stolz noch das Verlangen, sich in der Welt zu etabliren, geschützt wurde. Ein paar Stufen niederiger, so wärest du dieses Mädchen geboren, auf welches du jetzt mit Verachtung herabblickst; und vielleicht wird alle erborgte Hilfe in wenig Tagen auch deine Tugend nicht mehr schützen, du wirst verächtlicher werden als Jene, weil du mehr Mittel hattest, deinen Fall zu verhüten.

So wahr auch dies alles sein mag, so ist es doch immer besser, daß die Weiber fortfahren sich zu überreden, ihre Tugend sei ihr eignes Werk, denn mit diesem süßen Wahn würde man ihnen das Interesse rauben, welches man immer für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hegt. Wer wird überhaupt einen Soldaten zur Schlacht anfeuern, durch die Versicherung, daß er geschlagen werden wird?

Was die Weiber ohne Temperament betrifft, so hat man ihnen freilich nichts vorzuwerfen; man kann sie aber auch unmöglich loben, man muß sich damit begnügen, ihnen Glück zu wünschen.

Wem diese Sätze mißfallen; wer da glauben könnte, meine Ketzereien wären gefährlich; der erinnere sich jenes berühmten Gesetzgebers, welcher kein anderes Mittel wußte, um die Wirkung der weiblichen Reize auf seine Mitbürger zu schwächen, als sie nackend darzustellen. Freilich habe ich den Götzen zerbrochen, dem die Weiber huldigten; ich

kann es nicht leiden, daß sie Gott und das Schicksal anklagen, daß sie von einem unbezwinglichen Hang des Herzens reden, von einer Sympathie, über welche man nicht Meister sei u. s. w. Aber was that ihnen auch die arme Menschheit? warum gehen sie so geflissentlich an ihr vorbei, und schweben hinauf bis in den dritten Himmel, um dort das Triebrad ihrer Schwachheiten zu suchen? Laßt uns fein demüthig auf der Erde bleiben, da finden wir es, und da ist es auch an seiner rechten Stelle.

Man sollte, die Liebe betreffend, der weiblichen Erziehung durchaus eine andere Richtung geben. Was nutzt es, daß man die Mädchen betrügt? daß man ihnen die nämliche Furcht vor der Liebe einzuflössen sucht, wie vor Gespenstern? nur so lange man klein ist glaubt man an Gespenster. Man schildert ihnen die Männer als Ungeheuer von Falschheit und Treulosigkeit; nähert sich nun ein Jüngling mit Bescheidenheit, Ehrfurcht und Zärtlichkeit, so gleichen die Empfindungen, welche dieses Ungeheuer erweckt, keineswegs dem empfohlenen Abscheu; das Mädchen merkt, daß sie betrogen worden, daß man die Sache übertrieben, und von dem Augenblicke an verliert sie alles Zutrauen zu ihrer Mutter, Gouvernante, oder wer ihr sonst das alberne Zeug in den Kopf gesetzt hat.

Man hintergeht die armen Mädchen noch auf eine andere Art, und unglücklicherweise ist man beinahe dazu gezwungen: man vermeidet nämlich mit der gewissenhaftesten Sorgfalt, sie auch nur von Ferne errathen zu lassen,

daß man ſie von Seiten ihrer Sinnlichkeit angreifen wird, und daß dieſe Angriffe die gefährlichſten für ſie ſind. Man redet immer mit ihnen als ob ſie entkörperte Weſen wären. Was entſteht daraus? da ſie die Art des Angriffs nicht vorausſehen konnten, ſo ſind ſie im Augenblick der Gefahr waffenlos. Wie konnten ſie vermuthen, daß ihr furchtbarſter Feind gerade derjenige ſei, von dem man ihnen nicht ein Wort geſagt hat? — Nicht vor den Männern ſollte man ihnen bange machen, ſondern vor ſich ſelbſt.

Habe ich denn alſo Unrecht, den Weibern zu predigen, daß die Liebe nur ein phyſiſches Bedürfniß ſei? ſtifte ich nicht vielmehr offenbar Gutes dadurch? denn ich benachrichtige den Kommandanten einer Feſtung, daß der Feind nicht da Sturm laufen wird, wo er ſeine ſtärkſten Werke angelegt hat; daß er überhaupt die Belagerer wenig fürchten darf, daß aber ſeine eigenen Leute ihn verrathen werden.

Ich ſelbſt zähle eine Menge Liebhaber, ſie haben mich nie getäuſcht; ich wußte ſehr gut, daß wenn mein bischen Geiſt und Herz auch wirklich dazu beigetragen hatten, ſie zu feſſeln, dieſe Eigenſchaften doch nur ihrer Eitelkeit ſchmeichelten. Im Grunde waren ſie verliebt in mich, weil ich hübſch bin, und ſie Begierden hatten. Auch räumte ich ihnen nie mehr als den zweiten Platz in meinem Herzen ein, der erſte war immer für meine Freunde. Die Liebe würdigte die Männer in meinen Augen herab, und nie konnte ich mich überreden, daß ein Liebhaber wahre Ach-

tung für eine Frau empfinden könne, die seine Sinnlichkeit gereizt hatte.

Ich unterbreche hier diese oft wahren, oft täuschenden, immer feinen Bemerkungen, um den Kindern meiner Laune nicht den Vorzug der Abwechslung zu rauben, vielleicht den Einzigen, den sie besitzen. Den Beschluß liefere ich im vierten Bande.

Das Wasserbecken und die Quelle.

Ein reicher Mann ließ ein Wasserbecken in Marmor hauen. Nicht weit davon schlängelte sich eine kleine Quelle durch die Wiese. »Du armes Ding!« sagte das Wasserbecken: »schämst du dich nicht vor deinem mächtigen Nachbar? Sieh, welch eine weite Fläche mein Gewässer einnimmt, indessen du schmal und krumm dahin schleichst. Sieh, wie Marmorbüsten meinen Rand zieren, indessen kaum ein paar elende Wiesenblumen dein Ufer schmücken.«

»Du hast Recht,« versetzte die Quelle, »aber mein Wasser fließt immer hell und klar, indessen das deinige steht und faul. Meine Wiesenblumen habe ich selbst erzogen, die Marmorbüsten hat man dir hingestellt.«

So höhnt der pedantische Vielwisser den bescheidenen Dichter. Jener trug aus hundert Foliobänden seine Ge-

lehrſamkeit zuſammen; dieſer erzog vielleicht nur ein Wieſenblümchen. Jener iſt das Waſſerbecken, aber das Genie iſt die Quelle.

Der ſchöne Minneſinger.

(Eine wahre Geſchichte.)

Ihr guten alten Rittergüter! du ſchöne romantiſche Vorwelt! wo die Liebe jeden Jüngling zum Dichter erwärmte; wo die Liebe in der Provence ihren eigenen Gerichtshof hatte, der mit geheimnißvollen Ceremonien jedes ſüße Wort, jede kleine Gunſtbezeugung abwog; goldene Zeit, wo man die Geliebte um eines ſauren Geſichtes willen vor einem Parla nent verklagen konnte, das, weil auch Frauenzimmer Sitz und Stimme hatten, trotz der Schönheit der Beklagten, unbeſtechbar blieb. Immer und überall iſt das Weſen der Liebe ſich gleich, nur daß die Jahrhunderte, ein Jedes nach ſeiner Art, an der Form künſteln. Wer eine Reihe von Jahrhunderten in Rückſicht der Liebe und Sitten überſchaut, dem gewährt ſie den nämlichen Anblick, welchen eine Reihe von Menſchen ihm darbietet, deren Jeder ſich nach ſeiner Fantaſie gekleidet hat. Hier ſteht ein altes Mütterchen in hohe Kragen vermummt, und dort eine junge Dirne mit ganz entblößtem Buſen; hier ein geſchraubter Herr mit einer Allongenperücke, und dort ein Philanthropiſt mit rund geſchnittenem Haar.

Wer kennt nicht die Troubadours, jene Dichter der Liebe, einſt eine Zierde jedes Hofes, und willkommen in jeder Stadt. Viele große Herren wurden Troubadours, und ſelbſt Könige dichteten Lieder, die man vermuthlich immer ſehr ſchön fand. Die Gabe zu lügen galt und gilt immer noch für eine große Empfehlung bei Hofe, doch damals mußte man in Verſen lügen können; und auch das war noch nicht genug, denn um auf den Namen eines braven Troubadours Anſpruch zu machen, mußte man die gereimten Lügen mit Anſtand und einer angenehmen Stimme abzuſingen verſtehen. Gleich dem Homer gingen ſie, die Leier in der Hand, von Ort zu Ort, und ſangen ihre Lieder; aber der alte blinde Homer gewann bei ſeinen göttlichen Geſängen kaum einen Biſſen Brot, da hingegen die Troubadours oft ein glänzendes Glück durch Gedichte machten, deren ganzer Vorzug Natur und Anmuth war, zuweilen durch ein wenig Spott gewürzt.

Savary de Mauleon, ein Jüngling von hohem Stande aus Poitou gebürtig, und ein ausgezeichneter Troubadour, erſchien im Gefolge des Grafen von Provence, deſſen Hof die Wiege jener Gattung von Dichtkunſt war, und wo alle diejenigen eine gaſtfreie Aufnahme fanden, welche ſich darin hervorthaten. Blos durch Witz und Galanterie wollte Savary glänzen, darum verbarg er ſeinen Namen, und nannte ſich Fringaire, ein Wort, welches in der Sprache der Provençalen einen Liebhaber bedeutet. Man ſetzte bald das Beiwort ſchön hinzu, und er hieß überall der ſchöne Fringaire.

Der Graf von Provence liebte ihn; es war keine Dame am Hofe, die nicht von ihm beſungen zu werden wünſchte. Mit einer reizenden Stimme verband er eine angenehme Geſtalt, ſein Geſicht war rund und braun, ſein Haar ſchwarz, ſeine Schultern breit, und ſein Anſtand männlich. Keine Schöne fand dieſe Nebendinge überflüſſig, und wenn man ihn ſah, vergaß man oft den Wunſch, ihn zu hören.

Er beſang die Gräfin von Provence. Er redete mehr als Einmal öffentlich im Gerichtshof der Liebe, und erntete allgemeine Bewunderung. Man bot ihm die erſten Stellen unter den Gliedern jenes Gerichtshofes an, die eben ſo einträglich als ehrenvoll waren. Er ſchlug alles aus, trotzte auf ſeine Freiheit, und wollte nie andere Feſſeln tragen, als die ſeiner Dame. Ein ſolches uneigennütziges Verfahren ließ ſeine hohe Geburt vermuthen, man ziſchelte ſich in's Ohr, er ſei ein Königs- oder Fürſtenſohn, der nur ſich ſelbſt und den Damen zu gefallen Troubadour geworden, und der ſich zu erkennen geben werde, ſo bald er die Geliebte ſeines Herzens gefunden. Dieſes Gerücht vermehrte ſeinen Ruf, ſeine Lieder ſchienen noch beſſer als vorher; alle Minneſinger wurden ſeine Nebenbuhler, und alle Damen liebäugelten mit ihm; jene ſuchten ihn zu verſchreien, und dieſe zu feſſeln. Die Schönen, welche er beſang, haßten ſich vom ganzen Herzen unter einander. Es entſtanden Spaltungen im Gerichtshof der Liebe, und Factionen im Parlament. Die Urtheile wurden nicht mehr

einſtimmig geſprochen, denn die Weiber waren immer auf ſeiner Seite, und die Männer immer gegen ihn. Man will ſogar behaupten, er habe ſeinen Kredit mißbraucht, und zuweilen Entſcheidungen bewirkt, über die er nachher ſelbſt lachte.

Aber auch ſeine Stunde war gekommen. Er ſah Marien von Sicilien, eine Tochter Robert's mit dem Zunamen der Gute und Weiſe, der damals Graf von Provence war; er ſah und liebte ſie. Gern hätte er es ihr geſagt, aber Esclarmonde de Foix, die Tante der Prinzeſſin, welche den ſchönen Fringaire mit ihrer beſondern Zuneigung beehrte, wußte eine nähere Erklärung immer zu verhindern, und brachte durch ihre aufgedrungene Geſellſchaft den guten Minneſinger nicht ſelten zur Verzweiflung.

Mariens Frühling hatte kaum begonnen. Ein ſchlankes Mädchen, mit großen blauen Augen, einer Roſenknospe ſtatt des Mundes, und Perlen ſtatt der Zähne. Sie wußte, daß ihr aſchfarbiges Haar lang und ſchön war, daher ließ ſie es gern in wallenden Locken um ihre Schultern flattern, eine Mode, die alle Damen am Hofe, mit langen und kurzen, ſchlichten und krauſen Haaren ihr bald nachmachten. Die Schönheit ihres Geiſtes glich den Reizen ihres Körpers. Marie erhielt Sitz und Stimme im Gerichtshof der Liebe, und Niemand wußte beſſer als ſie, zu rechter Zeit Beifall zu lächeln, wenn etwas ſchön und fein Gedachtes geſagt wurde.

Ihr Liebhaber vertheidigte, um ihr zu gefallen, vor dieſer ehrwürdigen Verſammlung manchen auffallenden Satz; er bewies zum Beiſpiel, daß ein kleiner Fuß — (Marie hatte den niedlichſten Fuß in der ganzen Provence) der anziehendſte Reiz eines Mädchens ſei; daß man die Blondinen den Brünetten vorziehen müſſe, weil ein ſchwarzes Auge immer Härte und Unbeſtand verrathe; daß fliegendes Haar ſchöner ſchmücke, als Diamanten und Perlen u. ſ. w. Er wußte ſeine Behauptungen immer auf ſcheinbare Gründe zu ſtützen, und mit Witz und Laune zu verzieren; jedoch Anwendungen zu machen erlaubten ſich höchſtens ſeine Blicke, und ſeine Blicke wurden verſtanden. Schade daß wir den größten Theil dieſer ſeltenen Abhandlungen eingebüßt haben! begeiſtert durch Liebe, und angefeuert durch den Wunſch zu gefallen, was mußte er nicht leiſten! — O ja, er leiſtete ſo viel, daß Graf Robert und Esclarmonde darob in Wuth geriethen. Der Eine wollte ihn von ſeinem Hofe verbannen, und die Andere verlangte gar, man ſolle ihn in's Gefängniß werfen. Es fehlte wenig, ſo hätte man ihn einem andern Gericht übergeben, als dem Gerichtshof der Liebe.

Was war dabei zu thun? Savary ſann auf Mittel, Esclarmonden zu beſänftigen. Der Vorzug, welchen er den blauen Augen gab, hatte ſie nicht beleidigen können, denn ihre Augen waren von gar keiner Farbe, und es mußte ihm leicht werden, ſie zu überreden, daß ſie blau wären. Glücklicherweiſe hatte ſie auch einen kleinen Fuß. Freilich hatte dieſer Fuß eigentlich eine runde Geſtalt, und war eben ſo

dick als lang, aber wie leicht konnte nicht ihre Eitelkeit Savary's Lob auf sich ziehen. Er versuchte es, dieser Eitelkeit die gewünschte Richtung zu geben, und es gelang ihm.

Esclarmonde war entzückt, den schönen Fringaire zu ihren Füßen zu sehen, sie wollte die Macht ihrer Reize durch Geschenke verstärken, und ließ einen kostbaren goldenen Becher bringen, in welchen der Künstler die Liebe Titons und Aurorens gegraben hatte. Aber ach! gerade in dem kritischen Augenblicke, als sie ihm diesen Becher überreichte, trat ihre Nichte herein; die Tante entfärbte sich, ihre Hand bebte, der Becher entschlüpfte ihr, und fiel zu Boden. Marie und Savary bückten sich zu gleicher Zeit ihn aufzuheben, und bei dieser Gelegenheit berührte Mariens Hand die des glücklichen Liebhabers. Ob es mit Vorsatz geschehen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Nebel des grauen Alterthums ruht auf dieser Begebenheit, und wer könnte die Wahrheit bestimmen, wenn es auch gestern Abend geschehen wäre. Mit mehrerer Gewißheit hat die Geschichte uns den Umstand aufbewahrt, daß der Troubadour, mehr verliebt als klug, im Taumel des Entzückens aus dem Saale stürzte, und auf der Stelle ein Gedicht verfertigte, in welchem er die Frage aufwarf: welcher von dreien Liebhabern der Beglückteste sei? Der einen günstigen Blick von seiner Schönen erhalten? oder dem sie die Hand gedrückt? oder dessen Fuß sie berührt? Das waren die Gegenstände, auf welche unsere guten Vorfahren ihre Metaphysik einschränkten. Die letzte Frage bezog sich auf einen seligen Augenblick, da Marie, in

Gegenwart des ganzen Hofes an dem Troubadour vorbei schlüpfte, und auf eine etwas gezwungene Art ihm auf den Fuß trat. Sie machte freilich Entschuldigungen darüber, aber die Anwesenden ließen sich nicht täuschen, und der entzückte Savary trug lange ein Lilla Band auf diesem getretenen Fuße, welches die Leibfarbe der Prinzessin war.

In seinem Gedicht wankte er lange unentschlossen zwischen den beiden letzteren Gunstbezeugungen, entschied aber endlich für die Berührung mit dem Fuße, und schloß mit der Versicherung, daß alles Gold des Pactolus, und alle Reichthümer Indiens seinem Herzen minder theuer wären, als dieser kostbare Beweis einer schüchternen Liebe.

Ein Dichter ist oft klug genug, nicht Alles zu sagen, was er denkt, aber selten so klug, zu verschweigen was er schrieb. Esclarmonde wüthete, und der schöne Fringaire büßte seine Unbesonnenheit durch eine schmerzliche Verbannung aus Mariens Gegenwart. Er mußte den Hof des Grafen von Provence fliehen, und irrte traurend umher. Am Hofe von Frankreich nahm man ihn mit Achtung auf, auch dort zeichnete er sich aus durch seine Talente, aber noch immer verschwieg er seinen Namen, jetzt größtentheils aus Furcht vor seinem Vater, der, wie der Vater Friedrich's des Großen, keinen Sinn für die feinere Bildung seines Sohnes hatte. Geschmacklose Feste, Jagd und Pferde waren seine einzige Freude. Auf der Jagd starb er auch endlich von einem Eber verwundet. Savary de Mauleon beweinte den Todten, und verbarg seinen Stand nicht länger.

Kaum wurde sein Name bekannt, als jede Mutter ihn zum Sohne, jedes Mädchen zum Gatten wünschte. Aber jetzt erklärte der treue Savary laut seine Leidenschaft für Marien von Sicilien, und eilte auf Flügeln der Liebe zurück an den Hof von Provence. Ach! wie fand er Alles verändert! Esclarmonde war gestorben, aber die Prinzessin hatte ihr Herz dem berühmten Florentiner Bocaz geschenkt, der zwar nicht schöner sang als Savary, aber jünger war als er. Verschmähte gleich Marie die Lieder des vormals geliebten Fringaire nicht, so gab sie doch den Bewerbungen ihres neuen Buhlers einen auffallenden Vorzug. Verzweifelnd floh Savary auf seine Güter, wo er bis zum Jahr 1382 seine Leiden in rührende Lieder hauchte.

Um jene Zeit argwöhnte man, Marie von Sicilien sey Mitschuldige an dem Tode des Königs von Neapel, Andreas von Ungarn, und dieser Argwohn kostete ihr den Kopf. Savary erfuhr es, versank in Schwermuth, und überlebte ihr trauriges Schicksal nicht lange. Er starb, beweint von allen seinen Vasallen, deren Wohlthäter er gewesen war.

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah.

Ihm die Gestalt zu neiden fällt mir nimmer ein,
So eitel auch sein Bild aus jedem Spiegel winkt;
Ich wünsche nur so schön zu sein,
Als Er sich dünkt.

Die neue Atalanta.

(Eine Begebenheit, die sich im J. 1757 bei Dinan in Bretagne zutrug.)

In einer Gesellschaft von mehreren Damen, behauptete der Chevalier de la Houssaye, ein schöner, großer und geschmeidiger junger Mann, daß die Frauenzimmer durch ihre engen Schuhe es endlich dahin bringen würden, wie die Chineserinnen, nicht drei Schritt weit gehen zu können; daß man sie bald aus einem Zimmer in das andere werde tragen müssen, und daß, mit einem Worte, jede Dame wenigstens zwei Stunden Zeit gebrauche, um bis zu dem Schloß de la Garaye zu gehen, welches kaum eine starke Viertelmeile von Dinan entfernt liegt. Sein Ton und Gesicht waren dabei so mitleidig verspottend, daß endlich eine junge Dame aus der Gesellschaft, Mademoiselle de la Pilaye, die geckenhafte Uebertreibung nicht länger ertragen konnte. Dieses liebenswürdige Mädchen war jung, hübsch und geistreich.

„Wollen Sie wetten, mein Herr," hub sie an, „daß ich früher als Sie auf dem Schloß de la Garaye sein werde?"

Ein Wettlauf mit einer schönen Dame, welcher galante Mann wird das abschlagen? Der Chevalier nahm die Ausforderung mit Vergnügen an. Der entscheidende Tag wurde auf den 9. October festgesetzt, und am 9. October, Nachmittags um zwei Uhr, erschienen wirklich beide Kämpfer auf dem bestimmten Platze. Das Mädchen trug ihre gewöhn-

lichen, der Jahreszeit angemeſſenen Kleider, nur von leichtem Zeuge. Der Jüngling hingegen hatte ſich blos in eine kurze Weſte gekleidet, und eine kleine baumwollene Mütze auf dem Kopfe. Dieſe vorſichtigen Zubereitungen mißfielen gleich der zahlreichen Verſammlung; das Intereſſe für die junge Dame verdoppelte ſich, Jeder ſchickte fromme Wünſche für ſie zum Himmel, aber Niemand wollte auf ihre Hand, oder vielmehr auf ihren Fuß, wetten; man wagte nicht einmal zu hoffen. Eine unendliche Menge Volks war auf dem Sammelplatze, große Haufen hatten ſich bereits voraus nach dem Schloſſe de la Garaye begeben, und wer nicht hier oder dort war, der ſtand am Wege und lauerte, beide Seiten der Straße waren mit Menſchen bedeckt.

Jetzt wird das Zeichen gegeben, und die Wettläufer fliegen davon. Der Chevalier macht anfangs allerlei Sprünge und Entrechats, um zu zeigen, daß er ſeinen Feind nur gering achte. Als er aber merkt, daß die ſchöne Gegnerin, ohne darauf zu achten, einen ziemlichen Vorſprung gewonnen, nimmt er plötzlich alle ſeine Kräfte zuſammen. Es wird ihm nicht leicht ſie einzuholen, aber es gelingt ihm doch. Die liebenswürdige Pilaye hatte ihrerſeits mit einem leichten aber gemäſſigten Schritte angefangen, ſo daß ſie noch nicht im geringſten ermüdet war, als der Chevalier ſie einholte. Jetzt kam es darauf an, ihn nicht vorbei zu laſſen, ſie ſtrengte ihre äußerſten Kräfte an, und es gelang ihr.

Diejenigen, welche die Kämpfer hatten auslaufen ſehen, ſahen bald nichts mehr. Diejenigen, welche ein Drittheil

des Weges vorausgegangen waren, ſahen nur noch den Staub, den die Füße des Chevaliers machten, denn die leichten Schritte ſeiner Gegnerin erregten keinen Staub. Niemand war im Stande ihr zu folgen, die Zephyrs allein hatten das Recht ſie zu begleiten; es ſchien, als ob ſie auf ihren Flügeln getragen werde, und nur zum Schein Schritte mache, denn ſie berührte die Erde nicht. Ein kleiner Mantel von Flor wallte hinter ihr her, und ſchien wider Willen mit Gewalt nachgezogen zu werden. Die Wünſche des Volks kamen den Zephyrs zu Hilfe; die Kräfte der ſchönen Wettläuferin ſchienen ſich zu vermehren, in dem Grade als die ihres Gegners abnahmen. Jetzt blieb er einige Schritte hinter ihr, jetzt war er wieder neben ihr. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben die Zuſchauer, und athmen kaum, aber noch immer wünſchen ſie mehr als ſie zu hoffen wagen. Der Held ſcheint endlich ermüdet, die Heldin wird es gewahr, rafft ihre ganze Stärke zuſammen, und fliegt wie ein Blitz an ihm vorüber. Er hat keinen Athem mehr. Scham und Verdruß glühen in ſeinen Augen, er bekennt ſich überwunden, ſetzt ſich nieder, und geht bald darauf durch Nebenwege nach der Stadt zurück. Er langt in ſeiner Wohnung an, ein finſteres Schweigen verkündigt ſeine Niederlage, er entkleidet ſich ſchnell und legt ſich voll Unmuth zu Bett. Dort wollen wir ihn laſſen, um zu der neuen Atalanta zurückzukehren.

Sie erfuhr ihren Sieg ſpäter als die Zuſchauer, denn ſich umzuſehen, um hinter ſich zu blicken, hätte einen gefähr-

lichen Zeitverluſt verurſacht. Aber da ſie endlich ihren Gegner nicht mehr weder laufen noch keuchen hört, ſo wagt ſie einen Rückblick und ſieht ſich allein. Nun hätte ſie ohne Gefahr ausruhen können, aber ſie verſchmäht die Ruhe, und begnügt ſich blos, den ſchnellen Lauf in einen leichten Schritt zu verwandeln. So kommt ſie glücklich bis nach la Garaye, wo ein lautes Freudengeſchrei ihr entgegen tönt. Das jubelnde Getöſe pflanzt ſich fort von Haufen zu Haufen derer, die ihr gefolgt waren, man hört es in der Stadt ſelbſt, und der Triumph iſt nicht mehr zweifelhaft. Alle Welt will Theil daran nehmen, alle Wagen werden angeſpannt, alle Pferde geſattelt, die Straße wimmelt, man ſtreitet um den Vorzug, die liebenswürdige Siegerin zurück zu führen. Beſcheiden und gelaſſen widerſteht ſie den Bitten ihrer zahlreichen Freunde. »Das Fuhrwerk,« ſpricht ſie, »welches mir den Sieg verſchaffte, ſoll mich auch nach der Stadt zurückbringen.« Sie macht ſich auf den Weg, alle Standesperſonen beiderlei Geſchlechts von ganz Dinan begleiten ſie, vor ihr und hinter ihr wallt eine zahlloſe Menge Volkes, die leeren Wagen beſchließen den Triumphzug.

Indeſſen haben die galanten franzöſiſchen Offiziere eilig die Garniſon zuſammen berufen, und empfangen ſie am Thor mit kriegeriſcher Muſik. Unter dem Schall der Trommeln, Pfeifen und Hoboen, begleitet ſie der ganze Zug bis vor ihre Hausthür. Dort überhäuft man ſie nochmals mit den ſcheichelhafteſten Lobeserhebungen, und gönnt ihr die nöthige Ruhe. Doch nur bis auf den Abend. Die

Gräfin de la Bretonniere, die Mutter des Gouverneurs, gab ein großes Souper, welchem ein glänzender Ball folgte, wo die Heldin des Tages im schwebenden Tanz eben so leicht ihre Gespielinnen besiegte, als sie den kecken Chevalier im Wettlauf besiegt hatte.

Die vier Louisd'or, welche sie durch die Wette gewonnen hatte, sandte sie noch am nämlichen Abend einem Stifte zu, wo arme Mädchen erzogen wurden.

Liebenswürdiger französischer Enthusiasmus! was ist aus dir geworden! Wer konnte am 9. Oktober 1757 vorausſehen, was am 6. Oktober 1790 geschehen würde! —

Der Zauberreiz der Sittsamkeit.

(Eine griechische Erzählung.)

In ewig blühenden Hainen wandelte Lycophron traurig, und seufzte um Aglaja, die Gespielin des Knaben, die Geliebte des Jünglings, jetzt Priesterin Apolls.

»Hier hüpfte sie sonst mit mir durch das lachende Tempe — ich bin allein, und die Bäume blühen nicht, die Blumen duften nicht. Wo sonst ihre süße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte, da gurgelt heute die Nachtigall ihr fades Lied. Auf jener Rasenbank webte sie einen Schleier, und unter ihren Rosenfingern schämten sich der Purpur von Tyrus und die Perlen des Orients.

Ach! dieſer Schleier verhüllt ſie mir auf ewig! grauſamer Sohn Latonens! du haſt mir Aglajen geraubt! was ſoll mir ohne ſie des Lebens drückende Laſt!»

So klagte Lycophron. Seine Thränen floſſen in die Wellen des Waldſtroms, der ſie ſchäumend hintrug an das ferne Geſtade, wo er die Mauern von Apoll's Tempel beſpülte. »Nur allein dieſe Wellen, die meine Thränen verſchlangen, finden den Weg zu jenem unzugangbaren Heiligthum! Ha! dieſe Wellen, dieſe Thränen, netzen vielleicht Aglajens Füße im Bade! ein fremder Schauer durchbebt vielleicht ihre ſchönen Glieder. — Und wenn ſie nun die Krümmung des Stromes hinaufblickt — was ſchwimmt daher — was wogt auf dem Waſſer — bald von überhängenden Zweigen gehalten, bald von der nächſten Welle weiter geführt — ein Leichnam — ein Unglücklicher — ha! es iſt Lycophron! der treue Liebende, der Aglajens Verluſt nicht überleben konnte. Sieh da wirft der Strom den entſeelten Körper an's Ufer, neben ihm kniet Aglaja, und benetzt die kalte Wange mit ihren warmen Thränen. — O! um dieſen Preis ſei mir der Tod Gewinn! ihr Götter der ſtygiſchen Nacht! gewährt mir die letzte Bitte! tragt die entſeelte Hülle zu Aglajens Füßen!»

Kaum zitterten noch in den Lüften die letzten Töne von Lycophron's Klagen, ſchon hatte der Waldſtrom den Unglücklichen verſchlungen. Doch er war der Sohn der Nimphe Epicharis. Mit mütterlicher Angſt umſchwebte ſie den Jüngling, ihre Arme fingen ihn auf, als die Verzweif-

lung ihn hinabstürzte, leblos trug sie ihn an's Ufer, und erwärmte sein Herz an ihrem Busen. Er schlug die Augen auf.

»Sohn! Sohn! was habe ich dir gethan, daß du meine Sorgfalt und Liebe durch fressenden Gram belohnen willst!«

»Mutter! du hast mich geboren, aber Aglaja gab mir das Leben. Warum hast du mein Herz an deinem Busen erwärmt, daß es wieder klopft, wenn es nicht für Aglajen klopfen darf!«

»Hoffe,« sprach die Mutter, »hoffe und vertraue meiner Liebe. Wenn das rührende Flehen der Natur die Unsterblichen zu beugen vermag, so kehre ich in dreien Tagen mit der holden Aglaja zurück. Bis dahin lebe, liebe und hoffe!«

So goß die Nimphe Epicharis lindernden Balsam in die Wunden des Jünglings. Auf einem leichten Wölkchen sah er sie dahin schweben, und sein Gebet eilte vor ihr her. Ah! sie wußte wohl, wie selten die Götter dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen; sie wagte nicht, Aglajens Befreiung zu hoffen, nur Ruhe wollte sie dem Sohne durch eine liebliche Täuschung erringen.

»Dein Schmerz rührt mich,« so antwortete Proteus, den sie um Hilfe anrief, auf die Klagen der weinenden Mutter, »den Lauf des Schicksals zu hemmen, steht nur in Jupiter's Macht. Doch glücklich sind die Sterblichen! Täuschung gilt ihnen für Wahrheit, und jene deinem Sohne zu gewähren, ward von den Göttern mir vergönnt.

Nimm dieſen Gürtel; er iſt es, der mich bald in eine blaue Wolke hüllt, bald in Waſſertropfen auflößt; durch den ich, jetzt ein flammendes Geſtirn, in der Luft ſchimmere, und jetzt wieder eine bunte Schlange mich im Graſe winde. Wer dieſen Gürtel trägt, dem lügt der leiſeſte Wunſch jede Geſtalt an. Täglich müſſe ein Mädchen ſich damit umgürten, und den Augen deines Sohnes als Aglaja erſcheinen. Gern würde ich ihn ganz beglücken, wenn ich mit Aglajens Schönheit auch ihr Herz verleihen könnte.»

Die getröſtete Mutter ſtammelte ihren Dank, und eilte auf Flügeln der Sehnſucht den Ufern des Waldſtromes zu, wo Lycophron am Morgen des dritten Tages der verſprochenen Rettung entgegen ſeufzte. Epicharis erſchien, neben ihr die junge Syrinx, mit dem wunderreichen Gürtel umgeben, der ihr Aglajens reizende Geſtalt andichtete. Der Jüngling ſinkt ſprachlos in ihre Arme, aus Wonnegefühlen ſchlürft er Vergeſſenheit ſeiner Leiden, und der Palaſt ſeiner glücklichen Mutter ertönt von lautem Jubel.

Aber welche unbegreifliche Verwandlung! der Rauſch des erſten Entzückens verfliegt, und Lycophron fühlt ſich minder beglückt, als er an Aglajens Buſen zu werden hoffte. Lieh nur ſeine glühende Einbildungskraft ihr jenen himmliſchen Reiz, den er heute an ihr vermißt? oder hat die Erfüllung ſeiner Wünſche Ueberdruß erzeugt? oder iſt Aglaja nicht mehr, die ſie war? hat das Heiligthum Apoll's ihre Unſchuld vergiftet? wo blieb die ſittſame Schüchternheit, die holde Scham, das liebevolle Widerſtreben, alle jene

jungfräulichen Eigenſchaften, welche die Zärtlichkeit zu Begierden entflammten, und doch die Begierden mit Leichtigkeit feſſelten. — O Sohn Latonens! was iſt aus Aglajen geworden! — Die Glut des Verlangens hat die Röthe der Scham von ihren Wangen verjagt, hat die Thräne des Mitgefühls aus ihren Augen verdrängt. Grauſamer Gott; du gabſt mir ihre Geſtalt zurück, ihre Tugengen blieben der Schmuck deines Tempels!

So haderte Lycophron mit den Unſterblichen. Zevs hörte ſeine Klagen und fühlte Mitleid. Ungern gehorchte Apoll dem Vater der Götter, ungern verſprach er die reizende Aglaja dem liebenden Jüngling zurückzugeben, doch nur dann, wenn dieſen, bei freier Wahl, ſein Herz nicht irre führe.

Eine Wolke umſchleierte Lycophron. Von den Ufern ſeines Waldſtroms ſah er ſich plötzlich in Apoll's Tempel verſetzt. Die Wolke zerfloß um ihn her, und ſein ſtaunender Blick ruhte auf zwanzig Nymphen, deren Jede Aglajens Ebenbild war. Entkleidet von den blendenden Lichtſtrahlen ſtand Phöbus vor ihm. »Deine Klagen,« ſo ſprach er mit ſanftem Ernſt, »haben den Vater der Götter erweicht; in deinen Händen ruht jetzt dein Schickſal. Deine beſorgte Mutter hat dich durch die nämliche Geſtalt getäuſcht die du hier zwanzigfach vor dir ſiehſt. Wähle! Eine unter ihnen iſt die wahre Aglaja. Doch wiſſe, daß deine Wahl unwiderruflich iſt. Leitet dein Gefühl dich irre, ſo iſt Aglaja auf ewig für dich verloren!«

Phöbus ſchwieg. Aengſtlich flogen die Blicke des Jünglings von Nymphe zu Nymphe, immer die nämliche holde Geſtalt, der nämliche Grazienwuchs; das Auge einer Jeden ruhte freundlich auf ihm, und ſchien zu ſagen: ich bin die, die vormals mit dir durch das lachende Tempe hüpfte; ich bin die, deren ſüße Stimme die wilden Bewohner des Waldes herbeilockte; wähle mich, mein Geliebter! laß dich nicht täuſchen durch die trügende Geſtalt meiner Nachbarin. —

Ach! wie beklommen war das Herz des armen Jünglings! An dieſem Augenblicke hängt ſein Leben! wohin er ſieht, ſteht Aglaja vor ihm; welcher mitleidige Genius flüſtert ihm zu: das iſt ſie! — noch Einmal durchlaufen ſeine forſchenden Blicke den ſchönen Halbzirkel, überall begegnen ſie Aglajens Blicken — Nur eine, die ſich mit ſchüchterner Beſcheidenheit hinter ihre Nachbarin zu verbergen ſcheint; nur eine, deren niedergeſchlagenes Auge am Boden haftet — ha! ſie iſt es! — Lycophron ſtürzt zu ihren Füßen! — Unverkennbarer Reiz der weiblichen Sittſamkeit! — »Ja ſie iſt es!« ſpricht Apoll: »geht ihr Glücklichen! ſie werde dein Weib! und lege nie den Schleier holder Scham von ſich, der die Männer auf ewig feſſelt.«

Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt.

So ist ein drolliges Buch betitelt, welches im Jahr 1708 gedruckt wurde, und einen gewissen Carolo Bisani zum Verfasser hat. Er schimpft in der Vorrede auf den gottlosen Vanino und Spinoza, und, da er befunden, daß weder in italienischer, französischer, noch andern Sprachen, Jemand das Geheimniß der Klugheit aller Menschen, wie solche nach jedes besondern Stande insgeheim prakticiret wird, beschrieben hat; als hat er sich selbst über diese Arbeit gemacht; doch sind es nur die ersten Rudimenta, in General- und Special-Maximen abgefaßt. Sollte sich ein unzeitiger Kritikus oder Neider daran reiben, so wird er sich um denselben so wenig als um den Hofnarren des großen Moguls bekümmern.

Ich bin nun zwar weder ein Kritikus noch ein Neider, noch auch Hofnarr des großen Moguls; aber ich habe mir das Vergnügen nicht versagen können, einige seiner General- und Special-Maximen Auszugsweise mitzutheilen, auf daß meine Leser daraus lernen mögen, wie das Geheimniß der Klugheit aller Menschen insgeheim prakticiret wird.

Den Fürsten, welche, wie billig, den Anfang machen, gibt Herr Carolo Bisani den Rath: durch kluge Narren und Anderer ihre Maitressen, die allergeheimsten Dinge

herauszulocken; Lotterien anzulegen und Aemter zu verkaufen, um den Schatz groß und hoch zu machen; Spione zu gebrauchen *), und was dergleichen schöne Sachen mehr sind.

Der Aulicus (Hofmann) soll sein Glück bei Hofe durch Anderer Unglück befördern. Er soll den Fürsten, nach seinem Humeur, bald mit neuen, bald curieusen, bald auch ernst- und scherzhaften Sachen divertiren.

Der Arzt braucht folgende vier Dinge, um einen großen Ruf zu erwerben: ein gutes Antiscorbuticum, ein Confortans, ein Bezoardicum, und ein bewährtes Anodynum.

Die vernünftigste Regel gibt er dem Kaufmann. Er soll sich nämlich vor debitoribus hüten, die er nicht mahnen darf.

Eine Dame soll: gegen Verwegene unempfindlich, gegen Unhöfliche höhnisch, und gegen Listige verschmitzt sein. Sie soll ihren Feinden alle Occasion benehmen: durch Entziehung ihrer Person, durch listige Verhöhnung, und durch verstellte Mienen.

Wenn eine Demoiselle sich unter Leuten befindet, die nicht modest und manierlich genug sind, so soll sie Erstens bei Seite gehen, als ob sie nichts gehört. Zweitens die vorige Miene beibehalten, und Drittens den Diskours

*) Den nämlichen Rath gibt 1793 Herr von Sartori in seinen Leopoldinischen Annalen.

als von ungefähr changiren. Hilft das noch nicht, so soll sie Erstens ihr was zu thun machen Augenblicks; Zweitens mit einer andern Person diskouriren, und Drittens ihre Miene sogleich verändern. Auf diese Art werde sie sogleich erkennen: Honnette, Galanes und Fantasten, und im Stande sein, kräftig abzuweisen: alle Galanes, alle Ungetreue und alle Verwegene *).

Um der üblen Nachrede vorzubeugen, soll sie sich nicht mit dem Gesinde zanken, und nicht mit alten Weibern familier sein.

Ein Freier bekömmt den Rath, das Temperament und Humeur seiner Dame durch ihr Gesinde zu erforschen. Heirathen soll er alsdann zu Gottes Ehre, zu seinem und des Nächsten Besten. (Guter Bisani! seit die Welt steht, hat noch Niemand zu Gottes Ehre und des Nächsten Besten geheirathet.) Ist er nun aber doch in seiner Wahl unglücklich gewesen, so soll er seine Klugheit besonders darein setzen: daß er seine Frau zu divertiren wisse; er soll nicht

*) Daß man im Jahre 1708 dergleichen Albernheiten schrieb, möchte noch hingehen, aber daß im Jahre 1792 ein gewisser Hr. Schwarz, hessendarmstädtischer Prediger, und Mitglied der literarischen Gesellschaft zu Mainz, in einer Theorie der Mädchen-Erziehung behaupten konnte: »das Mädchen dürfe nicht eher verliebt werden als zu rechter Zeit, und gerade in diejenige Mannsperson die es heirathen könne» das — beweist wenigstens, daß die Töchter des Herrn Schwarz, wenn er deren hat, in einer unangenehmen Lage sind.

jalour ſein ohne Raiſon, nicht zornig und nicht allzukarg. Wollen alle dieſe Mittel nicht anſchlagen, ſo ſoll er ſie zu beſſern ſuchen: durch Entziehung der ordentlichen Lebensmittel (alſo durch Hunger) durch Benehmung der völligen Freiheit in Oeconomicis, und durch beſtellte Verhöhnung und öffentliche Beſchämung Anderer. Ich zweifle, ob durch dieſe heroiſchen Mittel viele Weiber gebeſſert werden.

Das ſind, zum Scherz, einige Proben aus dem Buche eines Mannes, der auf Vanino und Spinoza zu ſchimpfen wagt.

Auguſt, Chriſtel und Amor.

(Ein Dialog am Geburtstage meines lieben Weibes.)

Amor (weinend). Nein, das iſt zu arg! ihr ſpielt mir da beide einen häßlichen Streich.

Auguſt. Was haſt du dem armen Kinde gethan, liebe Chriſtel?

Chriſtel. Ich? nichts. Ich thue Alles, was der Knabe will.

Auguſt. Das thue ich auch. Warum weint er denn?

Amor. Soll ich nicht weinen? iſt das unſere Abrede, daß ihr mich ein Jahrhundert nach eurer Vereinigung noch immer feſt haltet? wenn ich ſo artig bin, auf einer Hochzeit zu erſcheinen, ſo iſt das ſo ziemlich Alles, was man

von mir erwarten kann. Aber ſeit der eurigen habe ich gar nicht entſchlüpfen können. Wie lange ſoll denn das noch dauern?

Auguſt und **Chriſtel** (zugleich). So lange wir leben!

Amor. So? das iſt ſehr tröſtlich. Nein, ſo haben wir nicht gewettet. Was? ihr ſeid Eheleute, und ihr ſperrt mich in euer Herz ein? ja wenn es noch die Freundſchaft oder die Hochachtung wäre; aber ich —

Auguſt. Dich Flattergeiſt muß man einſperren. Freundſchaft und Hochachtung werden mir nicht davon laufen, denn ſie haben Kaution geſtellt.

Amor. Und welche?

Auguſt. Geiſt und Herz meiner Chriſtel.

Amor. Nun, ich ſetze dir ihre Reize zum Pfande.

Auguſt. Armer Junge, du wollteſt fliehen und deine beſten Waffen zurücklaſſen?

Amor. Da höre Einer den Ehemann! iſt das nicht zum Verzweifeln!

Chriſtel. Du ſollteſt dich freuen, unſer Glück gemacht zu haben.

Auguſt. Unſere innige Zärtlichkeit ſollte dich rühren.

Chriſtel (ihren Arm um den Gatten ſchlingend). Guter Auguſt! wie unausſprechlich liebe ich dich!

Auguſt (ſie an ſeinen Buſen drückend). Beſte Chriſtel! mein Alles auf der Welt!

Amor. Allerliebſt! ich ſehe wohl, daß ich hier nicht fort komme. Wenn der Tod mir nicht bald zu Hilfe eilt —

Auguſt. O wir nehmen dich mit in's Grab.

Amor. Noch beſſer!

Auguſt. Sperr' ihn ein, liebe Chriſtel, der muthwillige Knabe ſoll uns nicht entwiſchen; aber an jedem deiner Geburtstage wollen wir ihn einmal herauslaſſen, um uns an ſeinen Klagen zu ergetzen.

Fragmente über die Freiheit des Willens!

(Vielleicht in hypochondriſchen Stunden geſchrieben.)

Tugend! Menſchenwahn! woher der ſanfte Glanz
Deiner ſchimmerreichen Oberfläche?
Weg mit dem erborgten Strahlenkranz!
Daß ich nie dich ſelig ſpreche;
Sei mir heilig, Göttertochter! Toleranz!
Daß ich nie verdamme meines Bruders Schwäche;
Daß ich nie ein täuſchend Licht
Um des Helden Scheitel webe,
Und dem Muttermörder nicht,
Statt des Mitleids, Abſcheu gebe.
Wohl dem Redlichen! dem hier, im Heiligthum
Seines Buſens, reine Tugend flammte;
Weh dem Böſewicht, den hier, Gott weiß warum,
Eine höh're Macht zum Uebelthun verdammte.
Jenem rollt, mit ſich, der Welt und Gott verſöhnt,

Leichtes Blut durch jede Ader;
Dieſer lebt, von Glück und Ruhm gekrönt,
Dennoch mit ſich ſelbſt in ew'gem Hader.
Aber du, frohlocke nicht!
Weil durch Gottes Hauch dein Funke heller glimmte;
Du des Laſters Zögling, o verzweifle nicht!
Weil Verhängniß zu Verbrechen dich beſtimmte.

Wenn ein Gott iſt — dieſen Glauben
Soll kein Skeptiker mir rauben —
Wenn ein Gott die Welt erſchuf,
Seine Weisheit ihren Plan ſich dachte
Und auf ſeiner Allmacht Ruf
Jedes Nichts zum Sein erwachte;
Mußte jene Weisheit nicht
Ihrer Schöpfung Zwecke geben?
Müſſen Finſterniß und Licht,
Thun und Leiden, Tod und Leben,
Nicht in unzertrennlichem Verein
Jenen Zwecken nur ſich weih'n?
Sind ſie gleich im Schöpfer Glanz verborgen,
Seine Weisheit bürgt: ſie ſind!
Heil dem ſchönen Frühlingsmorgen!
Wenn der Nebel einſt verrinnt! —

Ewiger! der du die Kette aller Weſen
Feſt verſchlangſt mit Zeit und Raum,

Du allein kannſt dieſen Knoten löſen,
Du nur deuten dieſes Lebens Traum.

Was geſchieht, das muß geſchehen!
Deine blöden Augen ſehen
Nicht der Schöpfung Bau, den weniger und mehr
Alle Weſen zu vollenden ſtreben,
Nur ein Sandkorn gibſt du her,
Doch dies Sandkorn mußt du geben.
Meinſt du, Thor! der Herr der Welt
Werde, weil es dir gefällt,
Seinen ew'gen Plan, in tauſend Augenblicken
Deiner Laune Spielwerk, tauſendmal verrücken?
Kann der Erdenſöhne Gaukelei
Ihn um ſeinen Zweck betrügen?
Soll er ſich in eure Laune ſchmiegen?
Daß ihr prahlen könnet: wir ſind frei?
Daß Empfindung einen Wetterhahn belebe,
(Laßt einmal dies Wunderwerk geſcheh'n)
Er nicht wiſſe, daß es Winde gebe,
Die ihn nach Gefallen dreh'n;
Wahrlich! Trotz dem Menſchen, trotz dem Chriſten
Wird er ſich mit freiem Willen brüſten. —

Sprich! was nenneſt du Allwiſſenheit?
Wenn dir nimmer nach Gefallen
Dieſen oder jenen Pfad zu wallen

Eine höhere Macht verbeut?
Thaten, die die Welt verwirren,
Wenn ſie Gott vorher geſeh'n,
Nun ſo mußten ſie geſcheh'n!
Oder konnte Gott ſich irren?
Hat vielleicht nur Muthmaßung
Die Allwiſſenheit betrogen?
Wagſt du dieſe Läſterung?
Du, im Staube groß gezogen! —
Schon im Chaos hat ſein Auge überblickt,
Was ſeit Anbeginn der Welt geſchehen;
Blüten, die der Sturm erſt heute knickt,
Hat er ſchon im Chaos fallen ſehen.
Und ſo ſchüttelte der Sturm,
Weil er mußte, jene Bäume;
Eingepflanzten Trieben folgt der Wurm,
Wenn er unſerer Saaten Keime,
Unſere Hoffnungen, verzehrt;
Unfreiwilligem Streben folgt der Hunnen Führer,
Wenn er eine halbe Welt verheert;
Ja er mußte, denn der Weltregierer
Dachte ihn und ſeine Scharen,
Als noch keine Zeiten waren.

Meinſt du, ſeit auf dieſer Erde,
Durch das ſchöpferiſche werde!
Sich ein Thier, der Menſch genannt, bewegt,

Habe Gott den Scepter abgelegt?
Schlage nun die Arme in einander?
Sehe, herrſchensmüd', in Ruh'
Einem Räuber Alexander
Oder einem Titus zu?
Laſſe nach der Menſchen Grillen,
Seiner Weisheit Schöpfung, ſeine Welt,
Hier mit Aberglauben, dort mit Blut erfüllen,
Wie Zeloten und Despoten es gefällt?
Und indeß durch ſchiefen Freiheitsſinn
Sich der Franke in's Verderben brächte,
Sähe zweifelhaft der Schöpfer hin
Was daraus wohl werden möchte?
O! er weiß nur allzugut
Wie ſich dort der Knoten löſen werde,
Und es netzte Frankreichs Erde
Ungezählt von ihm kein Tropfen Blut.
Auch die Mordſucht feiger Demagogen,
Die ein ſanftes Volk um Ruh' und Glück betrogen,
Iſt ſo gut als der Aurele Tugendbahn,
Ein beſtimmter Punkt in ſeinem ew'gen Plan.

Soll ich mir des Schickſals Zwang verhehlen,
Weil die Eitelkeit mir Mährchen vorerzählt?
Muß ich zwiſchen Gott und Menſchen wählen,
Wer von Beiden leidend ſich verhält;
O ſo kann ich keinen Gott mir denken,

Der vor einer Narrenbude ſitzt,
Gaffend, wie die Menſchen boshaft und verſchmitzt
Ihres Schickſals Zügel ſelber lenken.
Lieber glaub' ich, daß ſein Hauch
In den menſchlichen Maſchinen webet,
Und zum Handeln ſie belebet,
Wie zum Wachſen jenen Roſenſtrauch.

* * *

O! wer mag das ungezählte Heer
Körperlicher Qualen faſſen!
Wo ein Pulsſchlag minder oder mehr
Herrſchet über Thun und Laſſen;
Wo der Seele mürbes Haus
Jedem Laſter offen ſtehet,
Und ein unverdauter Schmaus
Auch des Weiſen Kopf verdrehet. —
Ja, den Pilger auf der Schmerzens Bahn,
Ueberwältigt böſer Sinn behender
Als die Woge einen lecken Kahn;
Ueber Völker Glück und Wohlfahrt ganzer Länder
Richtet oft ein hohler Zahn.

Wenn in deinen Eingeweiden
Sich Hypochondrie erzeugt,
Und dies unbegrenzte Leiden
Dich zur Erde niederbeugt;
Wenn mit einer Todtenfarbe

Jedes Ding du überziehſt,
Und in einer Aehrengarbe
Schon das Bild des nahen Winters ſiehſt;
Wenn der Argwohn ſeine Krallen
In dein blutend Herze drückt,
Schon ein unvermuthet Lallen
Deines Kindes dich erſchrickt;
Wenn dein Geiſt Vergnügen findet
In der ſelbſt erdachten Qual,
Jedes froh genoſſ'ne Mahl
Dir den nahen Tod verkündet;
Wenn dir Freundes Lächeln nur
Die Gefahr verhehlen heißet,
Und des Mitleids Thränenſpur
Ein geöffnet Grab dir weiſet;
Wenn ein unbedeutend Flüſtern
Dich die Todes-Botſchaft dünkt,
In der Nacht, bei jedem leiſen Kniſtern,
Ein Geſpenſt hohläugig winkt;
Wenn du deine Hoffnung baueſt
Auf ein hochgeprieſenes Arcan,
Wenn du blind dich anvertraueſt
Jedem Narren, jedem Charlatan;
Wenn um des zerbroch'nen Glaſes willen
Stunden, Tage lang du ſchmälſt,
Und durch ungerechte Grillen
Weib und Kind und Freunde quälſt;

Wirkt das Alles — und wer mag es leugnen? —,
Körper-Schwäche nur allein,
Wagst du noch, dir Freiheit zuzueignen?
Wähnst du wirklich frei zu sein?

Hast du selbst dir rosenroth
Oder schwarz dein Blut gefärbet?
Ward ein jahrelanger Tod
Dir nicht oft vom Vater angeerbet?

Unvermeidliches Verhängniß!
Das uns von der Wiege bis zum Grabe zieht;
In der Stunde der Empfängniß
Schon die ferne Todesstunde sieht! —
Ob durch eine keusche Flamme
Deines Lebens Flämmchen brennt,
Ob dich Mutter oder Amme
Ihren lieben Säugling nennt;
Ob im Tartarhorden, ob im Negerstamme
Dir die erste Sonne schien,
Ob die erste Luft der Nil aus seinem Schlamme
Oder Schweizerberge dir verlieh'n;
Ob man dich mit Pisangfrüchten,
Oder Rennthierfleische speist;
Ob der Zufall dich in nord'sche Fichten,
Oder ind'sche Palmen eingekreist;
Alles das, und mehr — es scheine dir geringe —

Hat dein Elend oder Glück gebaut,
Und doch wurde keines dieſer Dinge
Deiner freien Wahl vertraut.
Wider Willen ſchmückt der Menſch die Erde,
Forſcht umſonſt, woher er kam?
Und wohin er gehen werde?
Wie ſich Freude oder Gram
In den Lebensbecher miſchen?
Wer und was ihm Leben gab und nahm?
Warum dort vor Zwiebeln und Fetiſchen
Hier vor Sternen er die Knie beugt?
Warum dort, in Gift geweicht,
Der Malayen Pfeile ihn umziſchen?
Warum hier, wo Unſchuld Dürftigkeit verſüßt,
Gaſtfrei ihn der Pelewaner grüßt?

Glaube! und Geſetz! verſchieden
Wie das Klima, das euch ſchuf:
Welchen Einfluß wirken nicht hienieden
Eines Manco Lehre, eines Solon Ruf!
Wer darf ſagen: ich will Heide
Oder Chriſt geboren ſein?
Will mit einem Sklaven oder Bürger Eide
Xerxes oder Griechenland mich weih'n?
Wählſt du Zeit und Ort, die Bühne zu betreten?
Geſtern oder Heute? Ganges oder Nil?
Wer erkieſt den Gott, zu dem er beten,

Das Geſetz, dem er gehorchen will? —
Warum lebt' ich nicht zu Zeiten unſ'rer Väter?
Warum ſah ich nicht mit Enkeln erſt das Licht?
Hundert Jahre früher oder ſpäter
Machten mich vielleicht zum Böſewicht.
Warum leb' ich nicht am Ganges Strom, wo friedlich
Man den Kühen Kränze flicht?
Hundert Meilen nördlich oder ſüdlich
Machen mich vielleicht zum Böſewicht.

Sieh' den zarten Knaben, höre, wie er keucht,
Wie ihm jedes kleine Lüftchen ſchadet,
Und in Sparta hätte er vielleicht
Im Eurotas ſich gebadet.
Sieh die Mutter, deren Sohn
Man im Krieg erſchlagen, ihre Knie wanken;
Jubelnd wär' ſie dort in's Heiligthum geflohn,
Ihren Göttern laut zu danken. —
Blieb' in manchem Vaterland
Mancher Marat nicht ein guter Bürger,
Der am leichenſchwangern Seine-Strand
Sich vertigerte zum Menſchenwürger? —
Welcher unter euch kann wiſſen,
Wenn er friedlich in der Gattin Armen ruht,
Ob nicht auch vom Strom mit fortgeriſſen,
Dort er lechzen würde nach des Bruders Blut?

Wenn uns ſo das Schickſal gängelt,
Unſ're Bahn ſich labirinthiſch ſchlängelt,
Jeder ſteh'n muß, wo er ſteht,
Jeder gehen muß, wohin er geht,
Was iſt Freiheit dann? und was Moralität?
Wahrlich! nie geboren wäre beſſer,
Als zum Raube dienen jeder Windesbraut;
Das Geſchenk des Lebens iſt ein Meſſer
Einem Kinde anvertraut;
Wenn an edlen Lebenstheilen
Es ſich tiefe Wunden ſticht,
Der das Meſſer gab, der mag die Wunden heilen,
Doch das Kind beſtrafen darf er nicht!
Dürft' es nicht, wenn auch der kind'ſche Wahn
Um das Meſſer ſelbſt gebeten hätte;

Aber ſprich! was hat der Menſch gethan?
Bat er um die ſchwere Kette,
Die er langſam ſchleppt, in ſie voll Unmuth beißt,
Und am Grabe doch nur ungern ſie zerreißt?
Sprach der Baum im Walde: Meiſter her zu mir,
Ich begehr' ein Schiff aus mir zu zimmern?
Kann das lecke Schiff dafür,
Wenn die Wellen es zertrümmern?
Hat der Meiſter, als er es gebaut,
Seine Bahn beſtimmt auf klippenloſen Straßen?

Wurd' es nicht dem Meere anvertraut
Wo die Wellen ewig rasen?

Könnte nur der arme Erdensohn
Die Erinn'rung des Gewesenseins vernichten,
O er würde gern des Lebens Anker lichten,
Wäre längst zurück in's todte Nichts gefloh'n!
Setzet mitten unter Sorgen
Einen Bettler auf den Thron;
Fraget ihn am andern Morgen:
Ob er ungern sich vom stolzen Jammer trennt?
Willig greift er nach dem Bettlerstabe,
Wenn ihr die Erinnerung ihm nehmen könnt,
Daß er einen Augenblick geherrschet habe.

* * *

Welchem eitlen Wahn' ist der Gedank' entquollen,
Dessen die Erfahrung lacht:
Freiheit sei die unbegrenzte Macht
Jedes Ding zu wollen oder nicht zu wollen? —
Solche Macht kann nur grundlosen Willen leih'n,
Folglich wäre sie beim Licht besehen,
Die Erlaubniß, in ein Tollhaus einzugehen,
Folglich müßte Wirkung ohne Ursach sein.
Aber die Erfahrung in dem Erdenleben
Thut euch überall die ew'ge Wahrheit kund:
Mensch, es ist nach Glück ein eigennütz'ges Streben,
Jeder Handlung erster einz'ger Grund!

Was den Wählenden ein Uebel dünket,
Glaubt ihr, daß er's wählen kann?
Nein, er kann nicht! seine Wage sinket,
Weil er Freude oder Glück gewann,
Oder zu gewinnen glaubte;
Wer ihm dieses Triebrad raubte,
Oder säh oft im stolzen Freiheitsmann
Nur den Esel eines Buridan.

»Aber,« sprecht ihr, »zugegeben
Dieses eigennütz'ge Streben,
Zugegeben unbedingt,
Daß nach Freude nur des Menschen Wille ringt;
Wählt er denn nicht frei und unbefangen
Wenigstens die Mittel zu dem Zweck?
Wie er seinen Wunsch erlangen,
Wie der Weise oder Geck
Sich die Freude haschen solle,
Das, zum mind'sten, überschaut ein freier Blick!
Wählt er also nicht das Stück,
Nun, so wählt er doch die Rolle.«
Wie? das wäre frei? ich nenn' es aufgeklärt.
Wissenschaft, Erziehung, haben diesen,
Mehr als jenen über echten Werth
Oder trügerischen Schein belehrt;
Aber Beide wollen nur genießen,
Glück ist Beider Augenmerk,

Dieſer ſucht ein Herz, und Jener harte Gulden;
Iſt des einen Irrwahn nimmer ſein Verſchulden,
So des Andern Klugheit nie ſein eig'nes Werk. —

»Aber,« rückt die Zweifelſucht entgegen;
»Zeugt für unſ're Freiheit nicht
Jene Kraft zu überlegen,
Lang' und reiflich zu erwägen,
Eh' Vernunft das Urtheil ſpricht?
Gleich dem Wanderer, der fremdes Land durchzogen,
Wenn er nun am Scheidewege ſteht,
Für und wieder abgewogen,
Jenen oder dieſen geht.«

Eitle Täuſchung dieſer Frage!
Denn die ſogenannte Kraft, die überlegt,
Gleicht dem Züngelchen in einer Wage,
Die beinahe gleiche Laſten trägt.
Sieh es ſchwankt hinüber und herüber,
So auch wiegt der Menſch ſein Haupt,
Wenn er zwiſchen Kreuzer oder Stüber
Eine Wahl zu treffen glaubt.
Laßt den Wanderer am Scheidewege ſteh'n,
Darf er wohl nach Willkür handeln,
Und die falſche Straße geh'n,
Wenn er ſicher weiß, er werde irre wandeln? —

* * *

Gebt dem Wilden eine Uhr,
Voll Erſtaunen wird er ſehen,
Wie ſich beide Zeiger drehen,
Rufen: »dieſe Kraft verlieh euch die Natur!
Ja, ihr dreht euch ſelbſt beliebig nur.«
Einen Künſtler in den Wunderwerken
Ahnen wird der Wilde nie,
Minder noch des Künſtlers Abſicht merken,
Das woher? warum? und wie?
So der Menſch, dem ſinnliches Vergnügen,
Wie der Schmerz, den geiſt'gen Scharfblick raubt,
Der, wo ſchlau verſteckt die Federn liegen,
Keck an keine Feder glaubt;
Der ein Wunder jenes Sphärentanzes,
Nur ein Schauſpiel ihm zu Ehren, ſieht,
Und vergißt, daß auf ein großes Ganzes
Jedes Einzelne ſich nur bezieht. —

War nicht Gott allein die Feder
Von der erſten Handlung, die geſchah?
Durch die Erſte iſt die Letzte da,
In einander greifen alle Räder,
Eine lückenloſe Kette bindet,
Was dem Scheine nach der Zufall ſchied,
Eine Kette, deren allerletztes Glied
Nur im Allererſten ſeinen Urſprung findet.
Als der erſte Menſch zum erſten Mal erfüllte

Was der erſte Sinnes-Eindruck ihm gebot,
Sprich, wer war es, der die Nacht, die ihn umhüllte,
Lichtvoll umſchuf? war's nicht Gott?
Als zum erſten Mal er fühlte, ſah und hörte,
Wer hat auf der jungen Welt
Ihm die Gegenſtände hingeſtellt,
Deren Anblick ihn die erſte Handlung lehrte?
Und die Zweite war der Erſten Wirkung,
Wie der Dritten Urſach', welche dritte
Wiederum der vierten Mutter war;
So verſchlungen, laufen Anfang, Ende, Mitte,
Schmiegt der erſte Tag ſich an das letzte Jahr.

Dieſer Glaube ſoll mich ſchützen,
Wenn auch mit Despotenblitzen
Ein Gewaltiger mir droht;
Oeffnet mir wie Seneka die Adern,
Nimmer werd' ich mit dem Schickſal hadern,
Unvermeidlich war mein Tod!

Dieſer Glaube ſoll, umringt von Schmeichler Scharen,
Mich vor Uebermuth bewahren,
Wenn man meine Tugend preiſt;
Ewigen Geſetzen nur gehorcht mein Geiſt!
Dank dem Schickſal, daß es meinen Sinnen
Solche Gegenſtände ausgewählt,

Deren Eindruck nie verfehlt,
Für die Tugend zu gewinnen.

Wenn Verleumdung mich zu ſtürzen ſucht,
Der Zelote meinem Namen flucht,
Soll mich dieſer Glaube, Duldung lehren;
Keine Rachgier, keine Tadelſucht
Soll hinfort mich mehr bethören.
Dieſer Glaube ſei mein Wanderſtab
Auf des Lebens Dornenwege;
Mutter Erde! öffne mir mein Grab!
Daß ich froh gewiß mich ſchlummern lege:
Gott! der Unnennbare! rief
Mich in dieſes Pilgerleben,
Als mein Ich im Chaos ſchlief;
Er verlieh mir dieſes Höherſtreben,
Er wird dieſer Urſach' Wirkung geben,
Und wenn Allmacht es gebeut,
Wenn es ſtimmt mit ihrer Weisheit Zwecken,
O! ſo wird in alle Ewigkeit
Dieſe Wirkung ſich erſtrecken!

Gebet um Dummheit.

Ach! lieber Gott! vor deſſen Thron
Die Narren täglich treten,
Dich hat der König Salomon
Um Weisheit einſt gebeten,
Und das beweiſt wohl ſonnenklar,
Daß er ein dummer Teufel war.

Ach, lieber Gott, ich habe faſt
Der Plackerei zu viel erlitten,
Und komm, erdrückt von meiner Laſt,
Um Dummheit dich zu bitten.
Gemächlich kutſchet durch die Welt,
Wer dieſen Reiſepaß erhält.

O ſelig der der Narrenzunft
Getreu, nur Grütze ſammelt!
Und jedem Lichtſtrahl der Vernunft
Den Zugang feſt verrammelt;
Ein ſich'res Obdach ſchattet ihn,
Und ſein Geſchlecht wird ewig blüh'n.

Er, der ſich über nichts betrübt,
Und alles geh'n läßt, wie es gehet,
Er wird von Jedermann geliebt,
Weil Keinem er im Wege ſtehet;
Hat man als Dummkopf ihn erprobt,
So wird ſein gutes Herz gelobt.

»Ein guter Menſch,« ſpricht Jedermann,
Das heißt: er iſt ein Schöps geboren,
Zieht eine Löwenhaut ihm an,
Doch ſeht, ihr wackeln lange Ohren.
Ein guter Menſch, ein ehrlich Blut,
Der nichts des Hängens würdig thut.

Weh' aber jenem armen Mann,
Der nicht zu jeder Thorheit ſchweiget,
Vor Mogul und vor Tartar Chan
Nicht unbedingt den Nacken beuget;
Entſchlüpfet ihm ein loſer Scherz,
So hat er traun! ein böſes Herz.

Des Dummen Privilegium
Iſt dumm zu ſchwatzen und zu handeln,
Kein Menſch bekümmert ſich darum,
Man läßt ihn ſeine Straße wandeln;
Doch, wehe dir! wenn du klüger biſt,
Und auch nur einmal dich vergißt.

Da kommen sie sanftmüthiglich,
Dir deine Augen auszukratzen,
Sie grinsen und zerfleischen dich
Mit ihren brüderlichen Tatzen,
Sie hacken, kneten, hämisch froh,
Flugs Elephanten aus dem Floh.

O seht nur, wie sie emsiglich
Nach eines Klugen Fehlern schnappen,
Ha! welche Freude! wenn sie dich
Auf einem dummen Streich ertappen!
Das wird von Ohr zu Ohr geraunt,
Das wird verbrämt, das wird posaunt.

Zerrissen wird dein guter Ruf
Von jedem Schuft in tausend Fetzen,
Und jeder Esel hebt den Huf,
Noch einen Schlag dir zu versetzen.
Mit Dornen wird dein Haupt gekrönt,
Von jedem V—lpi—s verhöhnt.

Verleumdung trifft den Dummen nie,
Die Frucht, die Würmer lockt, ist reifer,
Denn nur Genie, Verdienst, bespie
Verleumdung stets mit ihrem Geifer;
Die Geißel der Verleumdung schlägt
Den, der der Klugheit Bürde trägt.

Der Neid, dies böse Höllenkind,
Dies gelbe Recensentenfieber,
Ist dem Verdienst Sirocco-Wind
Und geht am Dummkopf nur vorüber,
Weil er ihn Freund und Bruder nennt,
Und ihm allein das Gute gönnt.

Vom Dichter wird für schnödes Gold,
Verstand dem Dummkopf angelogen,
Und auch die Liebe ist ihm hold,
Weil er, gegängelt und betrogen,
Vor seiner Thüre niemals fegt,
Und seinen Schmuck mit Freuden trägt.

Er stirbt, ha, wie am Firmament
Sein unbefleckter Nachruhm funkelt!
Weil Keinem er den Weg verrennt,
Die kleinen Geister nie verdunkelt;
An seiner Urne schallt es dann:
»Er war ein guter lieber Mann!«

O dreimal sel'ger Dummkopf! sprich!
Was bleibt dir übrig zu begehren?
Du lieber Gott! erhöre mich!
Du wollest Dummheit mir bescheeren!
Ich bitte dich mit Ach! und O!
Mach' mich so dumm wie ein Bund Stroh!

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah.

Liebe, süße, kleine Frau!
Sieh wie diese guten Leute
Emsig fördern unsern Bau
In die Läng' und in die Breite.

Laß uns, Weibchen, Hand in Hand
Ueber jene Balken steigen,
Fürchte nichts für dein Gewand,
Komm ich will dir alles zeigen.

Sei willkommen auf der Schwelle!
Gib mir einen frohen Kuß!
Gebe Gott an dieser Stelle
Dir noch manchen Herz-Genuß!

Jenes Zimmer wird hinfort
Frohe Häuslichkeit bewohnen,
Lieb' und Treue werden dort
Mich und dich im Stillen lohnen.

Mag der Fluren bunte Zier
Ein Gewand von Schnee bedecken,
Hier am Ofen wollen wir
Vor dem Winter uns verstecken.

Unter Koſen, unter Scherzen,
Sitzen wir an dieſer Wand,
Lieb' im Auge, Lieb' im Herzen,
Einen Schiller in der Hand.

Mit den erſten Sonnenſtrahlen
Wecket mein Klavier dich früh,
Mozart's Zaubertöne malen
Unſ're Seelen-Harmonie.

Liebes Weibchen, ſieh dich um —
Warum willſt du mit Erröthen,
Keuſcher Liebe Heiligthum,
Unſer Schlafgemach betreten?

Dieſen Platz der Toilette;
Ueberflüſſ'ge Ziererei!
Geiſt und Herz in ew'ger Wette
Schaffen deinen Reiz mir neu.

Dieſes Zimmer, — kannſt du rathen,
Was ſich meine Liebe träumt? —
Wird in unſern kleinen Staaten
Einem Erbprinz eingeräumt.

Horch! ich höre ſchon ihn ſchreien.
Wenn die Mutter launiſch iſt,
Soll er mir ſein Lächeln leihen,
Bis ſie flugs den Vater küßt.

Hier, mein Weibchen, iſt die Küche,
Zwar an Leckereien karg,
Nicht erbaut für Ritterſprüche
Der berühmten Jungfer Warg *).

Hunger iſt der Suppenſchmecker,
Das Gewürz die Mäßigkeit,
Und der alte Tafeldecker
Heißt bei uns: Zufriedenheit.

Hier betritt dein lieber Fuß
Speiſeſaal und Gaſtgemächer;
Brauchen wir den Ueberfluß? —
Leere Köpfe, volle Becher;

Leere Herzen, viel Geſchwätz;
Die mit großen Tafeln prangen,
Stricken nur ein gold'nes Netz,
Langeweile ſich zu fangen.

Wo zufried'ne Liebe wohnt,
Da iſt ſtille Herzenswonne;
Unſer Abendgaſt der Mond,
Unſer Mittagsgaſt die Sonne.

---

*) Jungfer Warg hat ein, hier zu Lande ſehr beliebtes, ſchwediſches Kochbuch geſchrieben.

Liebe, süße, kleine Frau!
Vor der Welt und ihren Stürmen,
Der Verleumdung gift'gem Thau,
Soll uns dieses Dach beschirmen.

Wenn sich Pöbelhaß und Neid
Hinter unserm Rücken gatten,
Soll in froher Einsamkeit
Mich und dich dies Dach beschatten.

Laß uns hier nach Gottes Willen
Leben, wirken, Gutes thun;
Laß uns hier, so ganz im Stillen,
Auf der Liebe Myrten ruh'n.

Bis mit freundlicher Geberde
Uns der Tod ein Häuschen baut,
Und der guten Mutter Erde
Ihre Kinder anvertraut.

Wenn sie, liebes Weib, dereinst
Mich aus diesem Hause tragen,
Du an meiner Urne weinst,
Dich der Trennung Schmerzen nagen;

O so denke, was allein
Du mir warst, ich dir gewesen;
Laß an meinem Grabesstein
Pilger diese Worte lesen:

»Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verleumdung war sein trübes Los;
Glück fand er nur in seines Weibes Armen,
Und Ruhe in der Erde Schooß.

Der Neid war immer wach, ihm Dornen hinzustreuen,
Die Liebe ließ ihm Rosen blüh'n; —
Ihm wolle Gott und Welt verzeihen!
Er hat der Welt verzieh'n.«

Inhalt.

Seite

Die Taube 7

Die klagenden Ehemänner 39

Das stolze Bewußtsein 61

Eine Jugendgeschichte des Verfassers 94

Hingeworfene Gedanken, welche durch das vom Herrn Grafen von Soden projektirte deutsche Pantheon, und die in Girtanner's Journal darüber enthaltenen Aufsätze entstanden sind 96

Das Schaf und der Bullenbeißer 109

So liebt kein Mann! 110

Ninon's Ketzereien in der Liebe 149

Das Wasserbecken und die Quelle 181

Der schöne Minnesinger 182

Als von einem Manne gesprochen wurde, der gern und oft in den Spiegel sah 189

Die neue Atalanta 190

Der Zauberreiz der Sittsamkeit 194

Seite

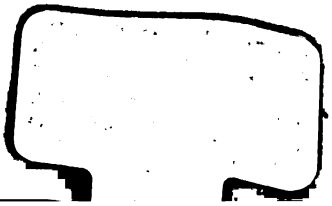
Der Schlüssel zum Geheimniß der klugen Welt 200

August, Christel und Amor 203

Fragmente über die Freiheit des Willens 205

Gebet um Dummheit 222

Als der Dichter ein Landhaus baute, und mit seiner Gattin der Arbeit zusah 226

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

70711983